



Nr. 46.

Erscheint Sonntags  
und ist in der Post-Zetungsprekliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 16. August.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Das „Sophtiechen.“ Novelle von Hermine von Preuschen. — Zur Urgeschichte der Familie. Von Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich). — Blühsicht und Blühsfahr. Von Dr. Julius Lang. — Fontomine. Von Hermann Bahr. — Wilde Nosen. Stimmungsbild von Felis Tobate. — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jaensch (Kortlung). — Cla. Hauffsons Schriften. Von F. M. — Frauenzimmersgedanken über die Natürlichkeit unseres Lebens, unserer Bücher und unserer Theaterhölle. — Meine Kritik.

## Das „Sophtiechen.“

Novelle

von

Hermine von Preuschen.

Der Himmel spiegelt sich auch in Pflügen. An einem lauen Spätherbsttag ging ich mit dem Sophtiechen in den heimischen Buchenwald, der wie ein goldroter Dom sich zu unsern Häupten wölbte. Es hatte vor kurzem geregnet, in den tief eingefahrenen Geleisen der Waldschneisen stand das Wasser. Knöcheltief fast wateten wir im Schlamm. Aber leuchtend, siegestaft stand über uns die Sonne, wie in Glorienschein die Feuerpracht der Blätter tauchend. Wo sie in zitternden Strahlen durch das Astwerk huschte, das wele Laub des Vorjahres auf dem dichten, feuchten Moossteppich mit rotem Schimmer überhauchend, da drang auch ein Lichtstrahl auf die großen Wassertümpel des Fahrweges, der blaue Himmel spiegelte sich in den Pflügen.

Seit Jahren hatte ich das Sophtiechen nicht mehr gesehen. — Wir waren Nachbarskinder gewesen. Unsere frühesten Erinnerungen führen uns zusammen.

Sie war die älteste Tochter eines nur an Kindern reichen, pensionierten Generals; denke ich an unsere Jugend, ertönt mir stets dabei müster Lärm einer sich balgenden, schlecht beaufsichtigten kleinen Kotte. Der Vater war von altem Adel, die Mutter von noch älteren, aber aller Stolz oder Hochmut ihres Standes vertrugen sich nicht mit dem wenig vornehmen Treiben in dem schlecht geleiteten Haushalt. Der General war ein Stückchen Poet, ein Stückchen Don Juan — ein Stückchen Musiker und Hans in allen Gassen, aber gar kein sparsamer Familienvater. Ein zu allem beanlagter, nichts gründlich betreibender Mensch. Die Mutter einstmals hübsch, mit den Jahren immer apathischer werdend, gutmütig und unbedeutend, alles weniger als eine tüchtige Hausfrau. Es erstanden, wie die Dregelpfeifen, zehn Kinder, acht Töchter und zwei Söhne,

und wuchsen in dem kleinen Häuschen außerhalb der Stadt, in Freiheit dressiert, schlecht und recht empor. Als heranwachsendes Mädchen verhandelte mir das Sophtiechen, wie es in der ganzen kleinen Stadt von hoch und nieder seit frühester Kindheit bis auf den heutigen Tag genannt wird, um seinen Lederbegierden frönen zu können, für wenige Pfennige gar manches Buch seiner kleinen, ihm von einem gütigen Onkel geschenkten Sammlung. Aber die Leihbibliotheken verschlang es nichtsdestoweniger in seinen zahlreichen Mußestunden, schlüpfrige Bücher am liebsten; selig war es eines Tages bei Erlangung des Boccaccio. — Dann ward es, zur Vollendung seiner Erziehung, in eine standesgemäße Pension ins Ausland gebracht. Aber die Sehnsucht nach der ungebundenen Freiheit seines Familienlebens trieb das Mädchen zur heimlichen Flucht. Eines Tages langte es, mit geliehenem Geld, wohlbehalten wieder in der Engstraße Nr. 16 an. — Von da ab galt das Sophtiechen für erwachsen. Das Jahr darauf besuchte es mit mir und anderen „Freundinnen“ seinen ersten Hofball. Eine hübsche Gestalt hatte es bekommen und begehrlche, unruhige Augen. Eine vornehme oder bedeutende Erscheinung war es nicht. — Und es fühlte sich auch nicht allzuwohl in der Geselligkeit, sondern eher beengt und unfrei. Es konnte sein Wesen nicht gehen lassen wie andere, weil es sonst die Schranken zu leicht vergessen hätte. — So bekam es etwas Schenes und Linkisches, und trotzdem es eine geübte und graziose Tänzerin war, ward es nie und nirgends hervorragend gefeiert, weit eher übersehen oder zurückgesetzt.

Manches Jahr war inzwischen vergangen. Ich war hinaus in die weite Welt gezogen, dem Drang der inneren Stimme folgend, Kunst und Ruhm und Glück zu suchen. Nur selten, auf Umwegen, tönte eine Kunde von den Kindern aus der Engstraße an mein Ohr. Die acht Mädchen waren mittlerweile alle herangewachsen, der jüngste der zwei Brüder eben zum Lieutenant avanciert, das Sophtiechen noch immer unverheiratet im Vaterhaus. Seit seiner verunglückten Pensionsreise war es nicht mehr hinaus in die Welt gekommen, es fühlte

sich allzuwohl im begrenzten Heim. So hatte es fast dreißig Lebensjahre hinter sich, als ich diesen Herbst, bei einem Besuch in der alten Heimat, ihm wieder gegenüberstand.

Das Häuschen in der Engstraße war noch dasselbe, nur die Kinder waren Leute, die Eltern waren alt geworden. Wie entsetzlich bescheiden schien mir jetzt die schmale Treppe, der blaugestrichene Flur. Auch der Garten mit dem Nebengang, der spitzeinig gepflasterte Hof mit der Mährergrube unter Sophies Fenster, über der wir als Kinder so oft ein- und ausgestiegen waren, hatten sich nicht geändert. Die Zimmer waren leer. Bei dem schönen Wetter war wohl trotz der Morgenstunde alles ausgeflogen. Da ich in der Küche Geräusch vernahm, wollte ich der Köchin — Diener und Jungfer waren längst den Weg alles Irdischen gegangen — meine Grüße auftragen. Ein Mädchen in einfachstem Kleid, mit großer Schürze, aufgekempten Ärmeln und weißem Halstüchlein stand eifrig beschäftigt, einen Berg eleganten Geschirrs zu spülen. Wir starrten uns verwundert an. „Sophiechen, Du —?“

„Mein Bruder Philipp hatte gestern ein Souper, da spül' ich nun die Teller,“ sagte sie erklärend.

„Und warum mußt Du selber dies thun?“

„Wir haben seit einiger Zeit nur eine Aufwärterin,“ erwiderte sie. „Ich vertrau mich, seit ich vor mehreren Jahren die alleinige Leitung des Haushalts übernommen, mit keinem von all diesen untüchtigen heutigen Diensthofen mehr, da koche und säubere ich nun seit vorigem Herbst lieber selber alles in der Küche. Und es ist auch viel billiger! Der Vater kann mir nur wenig Haushaltgeld monatlich geben, mit dem ich doch auskommen muß.“

„Das alles thut die Tochter des Grafen Landau, Excellenz?“ rief ich unwillkürlich. „Ich bewundere Dich.“

„Es ist doch nur meine Pflicht,“ sagte sie einfach.

Und dann verabredeten wir den heutigen Spaziergang.

Ich hatte in den wenigen Tagen seit jenem Morgen viel vom „Sophiechen“ gehört. Ganz K. sang seinen Ruhm, das Loblied dieses solidesten, tüchtigsten Mädchens der Stadt, das seiner vornehmen Geburt zum Trotz freiwillig seiner Familie Magddienste leistete, um den von den Eltern arg verfahrenen Haushalt, mit den acht unverorgten Töchtern und den zwei flotten Lieutenantsöhnen, vor dem Ruin zu retten; des Mädchens, das für sich freiwillig allen Genüssen der Welt entsagt, um in strengster Pflichterfüllung den Seinen zu dienen, sein Glück nicht, wie sonst die begehrliche Jugend, in Liebe oder Genuß oder Vergnügen zu suchen.

Und nun ging ich mit diesem Musterbild einer soliden, deutschen Jungfrau durch den goldrot glühenden Wald, in dessen Pfützen sich der Himmel spiegelte. Anfangs in gleichgültigstem Gespräch, schwiegen wir bald beide. Ich sah die schlanke Gestalt von der Seite an. Ihre Züge waren blasser geworden, die unstillen Augen weniger flackernd, und um die Lippen lag ein bitterer Zug. Aber sie kleidete sich noch gerade so billig — unvornehm wie einst. Du lieber Gott, wo hätte sie auch „Stil“ lernen sollen, wenn er ihr nicht angeboren! Schon die beginnende alte Jungfer, dachte ich, das Verblühen eines ungelebten Lebens. Und so ohne Liebe, ohne Schickale, ohne andere Marksteine als die immer schneller wiederkehrenden Jahresringe am eigenen Lebensbaum, das köstliche Gut des Seins, der Befähigung zum Ringen nach großen, heiligen, flam-

menden Zielen zu vergeuden, verdämmern, verlieren, — mir graute.

„Ich hab' es Dir schon lange erzählen wollen,“ begann da das Sophiechen gleichmütig, „Du kannst vielleicht daraus lernen, es einmal verwenden, und ich selber möchte mich auch aussprechen zu einem Menschen, der die Fähigkeit hat, alles zu verstehen. Mich, die Du hier wandeln siehst, als sprichwörtliches Urbild der Solidität, mich haben nur Schuld und Vergehen dazu gebracht, mein Leben nun so ganz und gar der Familie zu opfern.“

Ich lauschte fast erstarrt.

„Zahrelang,“ fuhr sie fast eintönig fort, „hatte ich ein Verhältnis mit einem Menschen, der sechs Jahre jünger war als ich. Es war Adolf K., der Gespieler meines älteren Bruders, der Sohn von meines Vaters einzigem Jugendfreund. Er kam eine Zeitlang fast täglich in unser Haus. Ich weiß nicht wodurch, aber ich entflammte des frühreifen Knaben Sinne. In der Dämmerung, beim Pfänderpiel, fing er an, mir verstohlen die Hand zu drücken, und einmal, als ich mit ihm ins Schlafzimmer ging, ihm ein Glas Wein zu geben, da schlang er plötzlich seine Arme um mich und preßte seine Lippen auf die meinen. Ich war vierundzwanzig Jahre alt geworden, keiner hatte mir noch von Liebe gesprochen, keiner begehrt meine Hand berührt. Und da kam dieser achtzehnjährige unreife Junge und nahm mich im Sturm. Er weckte eine Flut von verworrenen, beunruhigenden Gefühlen in mir, die mich nachts beseligt und doch verzweifelt in meinen Kissen wach hielt. Und dann preßte er mich täglich beim Fortgehen, wenn ich allein ihm hinableuchtete, in seine Arme und drückte mich an sich, daß mir fast die Sinne schwanden. — Ich lebte wie in einem Taumel. — Eines Abends sagte er mir, daß er des Nachts in den Garten kommen würde, mich allein zu sprechen. Ich kam nicht, aber ich lag fieberschauend auf meinem Lager und hörte ihn um Mitternacht behutjam über die Mauer klettern. Stunde auf Stunde verrann. Dann vernahm ich ein leises Röcheln am Fenster — ich antwortete nicht. Als der Morgen graute, kletterte er über die Garteneinfassung auf die stille Straße zurück. Anderen Tags aber sahen wir uns beide mit blassen Zügen, dunkelumrandeten Augen wieder. An der Hausthür, wohin ich schwach genug war Adolf abermals zu begleiten, fiel er vor mir nieder und umklammerte weinend meine Knie. Und dann fragte er plötzlich, wann endlich ich ganz die Seine würde. Anfangs verstand ich ihn falsch, dann aber, meiner selbst kaum mächtig — man hatte von drinnen nach mir gerufen und er lag immer noch auf den Steinfliesen vor mir — flüsterte ich: «Heute in drei Monaten» und eilte zurück. Anders Tags kam der seltsame Knabe nicht wieder. Er schrieb meinem Bruder, daß er eine Reise angetreten, die ihn circa drei Monate lang von K. fernhalten würde. Sein Vater konnte ihm das gewähren, er war sehr reich. Ich hörte einmal, wie er mit dem meinen über den Leichtsin, die Vergnügungssucht und den Hang zur Verschwendung bei seinem Adolf sprach, den Wunsch daran knüpfend, er möge bald durch eine standesgemäße Heirat genügend gefesselt werden, um freiwillig ins Ehejoch zu gehen. Dann könne eine vernünftige und besonnene Frau alles aus ihm machen, denn sein Herz sei gut. — Ich weiß nicht, ob Baron K. in diesem Moment daran dachte, daß sein Freund selber acht unverorgte Töchter zu vergeben habe und sich aller

Wahrscheinlichkeit nach nur allzu glücklich preisen müßte, wenn eine von ihnen die Zügel des Ehejochs für den tollen Adolf ergreifen dürfte. Mich erfüllte damals diese Äußerung mit süßem Glücksgefühl.“

„Und Du schreibst nicht an den jungen Menschen und verboteest ihm alles und jedes Wiederkommen, außer mit ehrlichen Absichten?“ unterbrach ich sie empört.

„Ich hatte ihm ja mein Wort gegeben,“ entgegnete das Sophiechen einfach, „und dann — es schien mir gemein und niedrig, ihn auch nur mit der leisesten Äußerung zu einem Schritt bringen zu wollen, den er selber freiwillig nicht zu thun gesonnen war.“

Ich schwieg entsetzt über den Wust unklarer Rechtsbegriffe, falschen Edelmut, heimlicher Begehrlichkeit in Kopf und Herzen dieses Mädchens.

Sie aber fuhr fort: „Ob ich ihn liebte, weiß ich nicht — er war der erste und der letzte, der mir von Liebe sprach, die in jeder Menschenbrust schlummernden Begierden weckte. Ich bangte, zitterte vor seiner Rückkehr und ersehnte sie doch wieder. Und dann endlich kam der Tag. Adolf erschien, sonnengebräunt von großen Fußtouren im Gebirge, schon am Morgen. Der ahnungslose Vater und Bruder behielten ihn hocheifrig zu Tische. Von Zeit zu Zeit sah er mich an, dann lag es wie ein Glimmern in seinen Augen, und seine Kniee berührten die meinen. Mir war, als müßte mir das Herz stillstehen. Als ich ihm dann wieder hinausleuchtete, riß er mich wild an sich. «Heute nacht!» flüsterte er, dann verschwand er im Dunkeln. Und fiebernd saß ich später in meiner Stube. Eltern und Geschwister schliefen schon längst den Schlaf des Gerechten. Da pochte es leise an mein angelehntes Parterrefenster, und vor mir stand er, bleich, zitternd, atemlos. Ich aber begann zu weinen und flehte ihn um Erbarmen, doch er hatte keines. Voller Grausen und dennoch wieder voll Lust und Selbstvergeßenheit ruhete ich alsdann bis zum Dämmergrau an seiner Brust. Ich hatte mich selbst verloren und fünf lange Jahre lag ich von da in den unwürdigsten Banden.“

Mir entstand seit jener Nacht die Hölle auf Erden. Wie ich vor Entdeckungen zitterte und bangte, wie mir vor den ewiglichen Folgen grauste! Kein Schlaf kam mehr in meine Augen; ich mußte ja immer wach liegen, um zu verhindern, daß Adolf, wenn er etwa käme, verräterischen Lärm mache! Oft flehte ich ihn fußfällig an, mich frei zu geben, die Stadt zu meiden. Er lachte nur und sah mich vergnügt an: «Wo anders in der Welt find' ich ein Weib wie Dich, das mir alle Herrlichkeiten der Liebe gewährt und nichts dafür verlangt, nicht einmal meine Treue. Nie und nimmer laß ich Dich.» Und er tötete mich fast mit seinem Ungestim. Ich selber gab mich verloren. In all der Qual und Erniedrigung aber fühlte ich's jetzt, daß ich ihn trotz allem liebte, wirklich liebte, und eben darum wies ich schon auch sein kleinstes Geschenk zurück. Er lachte nur: «Du bist einzig in Deiner Art.» Und dann vor einem Jahre verließ er mich für immer. Er hatte keinen Beruf erwählt, als den, seine Millionen zu vergeuden. Schon weil er reich war, hätt' ich ihn ja niemals an eine Ehe mit mir mahnen können. Er ging also endlich nach Paris, nachdem unser unwürdiges Verhältnis fünf Jahre lang gewährt, merkwürdigerweise, trotz aller uns umlauernenden Gefahren, unentdeckt. Einmal erzählte ein Nachbar meinem Vater, daß ein

Dieb des Nachts über unsere Hofmauer gesprungen sei.\* Ich stand dabei, wäthte, daß er mich scharf bei diesen Worten ansähe, lächelte wie blödsinnig und litt Höllenqualen. Bei jedem Besuch, den mein Vater empfing, baute ich mir schnell ein turmhohes Angstgebäude. Es war eine furchtbare Zeit. Wenn Gewissensangst, Gewissensqualen eine Schuld wie die meine büßen können, sie ist geföhnt. Am Tage nach Adolfs Abschied, seiner Abreise in die Seinestadt, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte und konnte, solange er mich in seiner Art geliebt, mein peinvolle Existenz kaum ertragen; nun er aber das ausgeführt, worum ich ihn so oft kniefällig gebeten, nun er von mir gegangen war für immer, konnte ich unmöglich weiter leben. Im Spätsommer war's ein Jahr, da ging ich um vier Uhr früh, mit Hinterlassung eines Abschiedszettels an meine Eltern und Geschwister, nach dem zwei Stunden von Haus entfernten Steinteich. Der Weg war lang, ich spürte plötzlich Hunger, als ich vor dem schlammigen, grünen Wasser stand. Mutig ging's dennoch hinein. Aber das Ufer war feicht, lang anhaltende Dürre hatte das Wasser des kleinen Binnensees halb aufgefogen. Ich war schon ein gutes Stück vom Ufer entfernt, noch immer ging mir die dunkle Flut kaum bis zu den Hüften. Da erwachte plötzlich wieder Lebensmut und Trieb mit unbezwinglicher Gewalt, und ich war auch zu feige, den Tod durch Untertauchen herbeizuföhren. Ich watete ans Land zurück und mit triefenden Kleidern rannte ich wieder, zum Glück unbemerkt, nach Hause. Dort hatten sie meinen Zettel noch gar nicht gefunden, da sie angenommen, ich hätte, wie schon häufig, einen Morgengang unternommen, und sich deshalb auch nicht weiter in meinem Zimmer umgesehen. Aber das Bad hatte mir wohlgethan, ich wollte wieder leben. Nach einigen Monaten erzählte uns Adolfs Vater, wie toll sich der junge Mann in den Vergnügungsstrudel des Seinebabel gestürzt, und wieder nach einigen Monaten kam uns die erschütternde Kunde seines jähen Todes anlässlich eines Duells um eine «Nana.» So bittere Thränen dieser Tod mich kostete, dennoch war er mir eine Erleichterung. Wenn sich Adolf nun dereinst vermählt und hier in A. im Erbhaus seiner Väter niedergelassen hätte? Das hätte ich um vieles schwerer ertragen. — Meine Jugend mit ihren zahlreichen Sünden und Schwächen liegt nun hinter mir, ich habe all meine Kraft, mein ganzes Leben fortan in den Dienst meiner Familie gestellt. Und eine jede Entsagung begehre ich willig, freudig, denn sie scheint mir immer ein Stückchen Sühne für fast unjähbare Schuld. Später, wenn die Eltern tot und wir andern alle alt geworden, dann will ich auch für meine Geschwister den Haushalt in Sparsamkeit und Sorglichkeit weiterföhren, und wenn ich einmal selber die Augen schliesse, dann sagt ganz A. hinter mir her: Keine von allen war doch so tüchtig, so solide wie Landaus Sophiechen.“

Wir waren an eine Waldlichtung gekommen. Die fernern Berglinien glänzten dunkelviolett, und immer tiefer, je schräger die Sonne stand, glühten die rotgoldenen Spätherbstblätter.

Schweigend schritten wir heimwärts. Ich wußte ihr nichts zu sagen. Aber der Himmel spiegelte sich in den Pfützen.

## Zur Urgeschichte der Familie.

Von

Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich).

Soll die Philosophie das innerste Wesen der sozialen Frage zergliedern, so liegt ihr zunächst ob, die soziale Struktur in der Weise zu begreifen, daß sie aus deren bisherigen Entwicklungsgänge ihre voraussichtliche künftige Gestaltung erschließt. Dazu ist sie aber nur dann in der Lage, wenn es ihr unter Zuhilfenahme der ethnographischen Erforschung prähistorischer Zustände gelingt, den Urzustand des menschlichen Zusammenlebens, gleichsam die soziale Urzelle, zu ermitteln. Nun herrscht unter Kundigen kein Zweifel darüber, daß die Familie, näher noch die Blutsverwandtschaft, den ersten Keim zur gesellschaftlichen Integration d. h. zur Bildung eines sozialen Gewebes abgegeben hat. Es drängt sich uns daher als erste, die künftigen philosophischen Auseinandersetzungen bedingende Aufgabe auf, die Urgeschichte der Familie an der Hand der einleuchtendsten Annahmen zu verfolgen und aus dieser historischen Betrachtung die sich für die heutige Stellung der Familie ergebenden Schlussfolgerungen zu ziehen. Es wird sich uns dann zeigen, wie die philosophische Betrachtungsweise sich zu jener in der sozialistischen Literatur viel verhandelten Streitfrage stellt, ob die Monogamie die unter Kulturmenschen einzig mögliche und statthafte Eheform sei, oder ob ein etwaiger sozialer Staat auf frühere Eheformen zurückgreifen könnte.

Vorausgeschickt darf ich wohl, daß mir jede wie auch geartete Tendenz fernliegt. Die einzige Aufgabe der Philosophen ist, unbeirrt von den einander durchkreuzenden Tagesmeinungen und unbefleht von irgendwelcher Parteiparole, lediglich die objektive Wahrheit leidenschaftslos festzustellen. Und dazu ist wohl vornehmlich die philosophische Betrachtungsweise im Stande. Der Parteimann sieht eben nur das Hier und Jetzt, der Philosoph hingegen das Überall und Immer. Jener berauscht sich in den politischen und literarischen Organen seiner Zeit und taumelt, aus Furcht zu straucheln, blindlings auf das nächstliegende Ziel los, während dieser vermöge der gebotenen Parteilosigkeit und der dadurch ermöglichten Leidenschaftslosigkeit inmitten der ihn umrauschenden Bacchanalien nüchtern und hellsehend bleiben kann, so daß, wenn überhaupt einer, nur der Denker die Eignung besitzt, einen klaren Blick in die Zukunft zu thun. Die menschlichen Begierden und die aus denselben erwachsenen sozialen Gebilde erscheinen ihm eben, um mit Spinoza zu reden, als ob es sich „um Linien, Flächen und Körper“ handelte.

Ein Wort mag übrigens auch über den Wert und die Zuverlässigkeit der Erforschung der vorgehichtlichen Kultur, auf welche wir uns zu stützen haben werden, vorangeschickt werden. Wollen wir nämlich die geistige Natur der Urmenschen ergründen, um solchergestalt etwaige Schlüsse über die Grundnatur des Menschengeschlechtes überhaupt zu gewinnen, so sind wir darauf angewiesen, die in Recht, Sitte, Kunst und Religion hervortretenden Äußerungen der Centralnervensysteme jener Urmenschen festzuhalten, da uns ein Einblick in deren Inneres, wenn sich selbst fossile Überreste erhalten hätten, doch ein für allemal versagt ist. Es mag ja sein, daß dieses durch die prähistorische Forschung kombinierte kulturhistorische ABC, durch welches wir in den verwitterten Geschichtsblättern der Urzeit lesen wollen, so manchen Druckfehler durchschlüpfen und gar manches Schiefe mit unterlaufen läßt; allein angesichts des Umstandes, daß wir ohne die prähistorische Forschung von der Urzeit keinerlei Kunde erhalten würden, ist uns jede auf einleuchtende Vermutungsgründe aufgebaute Vermutung willkommener als gar keine. Tritt nun noch hinzu, daß einzelne Buchstaben jenes Alphabets sich heute auf ihre Wichtigkeit prüfen lassen, dann werden wir nicht umhin können, diesem modernen Forschungszweig Vertrauen entgegenzubringen, wenn-

gleich wir uns niemals verhehlen dürfen, daß wir uns dabei auf dem immerhin schwankenden Boden der Hypothese befinden.

Eine Bestätigung hat jenes Alphabet aber in jüngerer Zeit dadurch erfahren, daß das demselben zu Grunde liegende Leitmotiv des Entwicklungsgedankens sich auch bei den menschlichen Gefühlen nachweisen ließ. Man hat nämlich überzeugend gezeigt, daß nicht bloß unsere Körperformen ihre gegenwärtige Gestaltung in einem durch den Kampf ums Dasein hervorgerufenen Prozeß der Entwicklung gewonnen haben, daß vielmehr auch psychische Phänomene, insbesondere ästhetische Gefühle, einen nachweislich langwierigen Entwicklungsprozeß durchgemacht haben, bevor sie sich den ihnen heute nachgerühmten hohen Grad von Feinheit zu erringen vermochten. In geradezu zwingender Weise ist dieser Beweis in jüngster Zeit für das Naturgefühl erbracht worden. Das heute allen Kulturmenschen eigene ästhetische Wohlgefallen an Naturschönheiten ist, wie glänzend gezeigt worden ist, überraschend jüngeren Datums, als man gemeiniglich geglaubt hat, und die einzelnen Stadien der Entwicklung des Naturgefühls lassen sich bei verständnisinnigem Durchprüfen der Weltliteratur in chronologischer Reihenfolge mit leidlicher Schärfe abgrenzen. Ein Ähnliches würde sich bei eingehender Durchmusterung der Litteraturen wohl auch für alle anderen ästhetischen oder sittigen Gefühle, wie Kunstsinne, Freundschaft, Wohlthätigkeitsinn, Vaterlandsliebe u. s. w. nachweisen lassen. Wenigstens ließe sich für das beständigste aller Gefühle, für die von allen Poeten seit Homer und dem Dichter des Hohenliedes besungene und verherrlichte Liebe (ich meine natürlich ihre ästhetische Seite im Sinne Platons, nicht den Geschlechtstrieb) ein solcher Nachweis mühelos erbringen.

So formlos und freudenleer das Menschendasein auch gewesen sein muß, ehe man das Hochgefühl der Liebe kannte, so lehrt uns doch die Ethnographie, daß es selbst heute noch Stämme giebt, deren sonst entwickeltere Sprache keinen Ausdruck für das Gefühl der Liebe besitzt, so daß die Missionäre, die zuerst jene Stämme aufsuchten, sich genötigt sahen, zu dem ihnen beizubringenden Gefühl der Liebe zugleich einen entsprechenden Ausdruck zu erfinden (Lubbock, on the origin of civilisation p. 50). Füge ich noch hinzu, daß es sich hier um Stämme handelt, welche bereits die Rechtsinstitution der Ehe kennen, so beweist dies klarlich, daß letztere weit älter ist als das Gefühl der Liebe.

Hier stoßen wir nun auf den Ursprung der Familie. Manche unter Ihnen wird es sonderbar anmuten, daß ich die Ehe, die man sich als unverrückbare Basis der Familie vorzustellen pflegt, hier als etwas Gewordenes, historisch entwickeltes hinstelle. So befremdlich es klingt, so ist es doch wissenschaftlich festgestellt, daß die Urmenschen — vom halbmythischen Malus ganz abgesehen — ein festes Eheverhältnis — auch kein polyandrisches oder polygames — gar nicht gekannt haben, daß die Ehe vielmehr als bewußte Institution sich erst ganz allmählich herausgestaltet hat. Wer sich freilich den Entwicklungsgedanken zu eigen gemacht hat, dem wird dies nichts weniger als auffällig erscheinen; denn da alles in letzter Linie auf Entwicklung beruht, dann natürlich auch das Institut der Ehe.

Wir werden bei der Betrachtung der Urgeschichte überhaupt gut thun, den Stolz auf unser Menschentum auf ein recht bescheidenes Maß herabzudämpfen. Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns nämlich, daß der Mensch seiner Abstammung nach kein gefallener Engel, d. h. heruntergekommener Aristokrat ist, wie man früher geglaubt hat, sondern daß er umgekehrt ein allmählich zu Ansehen gelangter Emporkömmling ist. Der Urnensch war nicht wie sein heutiger Nachkömmling der Beherrscher des Tierreichs und der ganzen Natur, vielmehr ein höchst bedauernswertes, jammereliges Geschöpf, das auf Bäumen lebte, um sich so vor den Angriffen noch wilderer und erheblicher stärkerer Tiere zu schützen. Und wenn neben der mythenbildenden Volkspheantazie auch wissenschaftliche Köpfe den Urnensch in eine paradiesisch üppige Natur versetzt haben

(vergl. z. B. Kojcher, Nationalökonomie II, § 18, Note 1), so lag dem eine Ahnung des Richtigen zu Grunde. Vor der Erfindung des Gebrauchs von Feuer konnte der Mensch nur in einem tropischen Klima leben und gedeihen, weil er dort und nur dort an Baumfrüchten genügende Nahrung und an den Bäumen selbst Schutz gegen die Nachstellungen wilder Tiere fand, die ihm im Klettern nicht gewachsen waren. In kältere Regionen konnte der Urmench schon darum nicht wandern, weil er dort — den Gebrauch des Feuers noch nicht ahnend — im Winter entweder erfroren oder bei dem vollständigen Mangel an Vegetation verhungert wäre (vergl. Morgan, *Ancient society*, p. 20 ff.).

Mit der Erfindung des Gebrauchs des Feuers beginnt die erste Epoche der Herrschaft des Menschen über die Natur. Jetzt ist die Möglichkeit gegeben, sich von Boden und Klima unabhängig zu machen. Der Fischfang, der sich in den in tropischen Zonen reichen Gewässern mühe- und gefahrlos bewerkstelligen ließ, tritt hinzu. Die Nahrung ist nicht mehr wie ehemals eine ausschließlich pflanzliche. Man dehnt sich an den Gewässern aus und rückt in kältere Klimate vor, da man jetzt im Winter durch das Feuer gegen Kälte, durch den Fischfang gegen Hunger geschützt ist. Von hier bis zur ziemlich verwickelten Erfindung von Bogen und Pfeil, welche die Jagd ermöglicht, ist ein unübersehbarer langer Weg, dessen Spuren wir jedoch an den paläolithischen und neolithischen Funden jüngerer Zeit ziemlich deutlich verfolgen können. Sieht es doch übrigens heute noch Stämme, deren Kulturzustand das hier gekennzeichnete Stadium der Wildheit kaum um ein Wesentliches überschritten hat. Mit der Erfindung von Bogen und Pfeil findet der Übergang vom Zustand der Wildheit zu dem der Barbarei statt, ähnlich wie die Erfindung der Schmelzbarkeit des Eisens die Durchgangsstufe von der Barbarei zur Civilisation, sowie endlich die Entdeckung des Schießpulvers das Hinauswachsen der Neuzeit über das Mittelalter darstellt.

Es wäre nun eine lockende, aber von unserem Thema zu weit ablenkende Aufgabe, wollte ich Ihnen an der Hand der grundlegenden Untersuchungen Morgans die einzelnen Entwicklungsstufen der Barbarei, als da sind: die Einführung der Töpferkunst, die Domestikation der Tiere u. s. w. ausführlich schildern. Ich widerstehe dieser reizvollen Versuchung, indem ich die sich hierfür näher Interessierenden auf die Werke von Taylor, Mc Lennan (*Primitive marriage*), Lubbock (*Prehistoric times* und on the origin of civilisation), auf die deutschen Arbeiten von Niehl, Post, Felix, Engels, v. Maurer, Lippert und Bachofen über die Urformen der Familie, endlich und insbesondere auf Morgans pfadfindendes Werk *Ancient society* verweise, dessen Ergebnisse durch die jüngsten Angriffe Starcks („die primitive Familie“) gegen Bachofens „Mutterrecht“ meines Erachtens gar nicht berührt, geschweige denn erschüttert worden sind.

Diese Betrachtungen über den Urzustand der menschlichen Kultur mußten vorangeschickt werden, um für die nunmehr folgenden Ausführungen über die Urgeschichte der Familie Boden zu gewinnen. So beschämend und unser sittliches Gefühl verletzend die jetzt zu erörternden Verhältnisse sind, so dürfen wir doch die von Forschern, wie H. Maine, Post und Morgan festgestellte Thatsache nicht unterdrücken, daß die Urmenschen — vom hypothetischen Malus ganz zu schweigen — eine Ehe gar nicht gekannt, sondern in unterschiedsloser Geschlechtsgemeinschaft miteinander gelebt haben. Wie der Urzustand der Menschen überhaupt einen durchaus kommunistischen Zug hatte, so besaßen auch die geschlechtlichen Verhältnisse ein ganz kommunistisches Gepräge. Die primitive Familie bestand aus einer homogenen Masse, in welcher kaum solche rudimentäre Unterschiede, wie die zwischen Eltern und Kindern, auseinandertraten, zumal sich die Vaterschaft ohnehin niemals feststellen ließ.

Der erste Schritt zur geschlechtlichen Scheidung erfolgte in der Bildung der Blutsverwandtschaftsfamilie (*consanguine family* bei Morgan). Es ist dies die sexuelle Trennung nach

Generationen. Angehörige der gleichen Generation bilden da eine Ehegruppe für sich, so daß die Sumpfszeugung der Geschwisterei nicht etwa ausgeschlossen ist, sondern im Gegenteil zur Regel gehört. Niederzuschlagen dieser Blutsverwandtschaftsfamilie begegnet man noch heute im System der Verwandtschaftsgrade der Malayen und Polynesier (Morgan, p. 402 f.).

Die zweithöhere Stufe der Entwicklung der Familie ist die von Morgan nach einem bestimmten Verwandtschaftssystem, dessen Spuren sich noch heute deutlich verfolgen lassen, sogenannte Punaluafamilie (Morgan, p. 425 ff.). Es ist dies der Übergang zum strengen Ausschluß von Geschwisterehen. Waren die Ehen, sofern von solchen überhaupt die Rede sein konnte, bisher endogam (Inzestzucht), so erhielten sie nunmehr einen exogamen Charakter. Die exogame Ehe, deren hervorstechendes Merkmal zunächst die Polyandrie ist, war aus rein physiologischen Gründen ein großer Fortschritt. Die solchen Ehen entsprossenen Menschen waren stärker und widerstandsfähiger. Nicht mehr wie ehemals an die Scholle gebunden, konnten die Menschen sich ausdehnen und in kältere Zonen weiterücken. Es erfolgt nunmehr die große Spaltung in Gentes, deren weitere und spätere Absenker die Clans, Phratrien, Tribus, Stämme, Völker und Nationen sind. Mit der Entstehung der Gens aber stehen wir an der Wiege der Civilisation. Die Tendenz nach Individualisierung der Ehe tritt jetzt immer schärfer hervor. In der primitiven Gens ist eine Frau die Stammutter, der eben dadurch eine beherrschende Stellung, ein fühlbares Übergewicht zufällt. Und sobald sich mit der Entstehung des Eigentums der naheliegende Gedanke eines Erbrechts herausarbeitete, war es durch die Eheverhältnisse gegeben, daß die Erbfolge zunächst nur auf die mütterliche Linie beschränkt wurde, zumal in jenem Zustande der Polyandrie die Vaterschaft niemals mit Sicherheit zu ermitteln war. Das ist die historische Grundlage des von Bachofen entdeckten und von ihm sogenannten „Mutterrechts“, wonach sich das ursprüngliche Erbrecht der Gens zunächst nur in mütterlicher Linie ausgebildet hat, so daß bei gewissen Völkern heute noch einzelne Ausläufer des Mutterrechts aufführbar sind. In der vorgeschichtlichen Gens hatte die Frau keineswegs jene slavische Stellung, die ihr der Mann in späteren Entwicklungsstufen der Familie zugewiesen hat; sie war vielmehr das rechtliche Haupt der Familie. Die Vorstellung von Amazonen ist demnach vielleicht nicht ganz leeres Hirngespinnst, sondern wahrscheinlich ein mythisches Ueberbleibsel einer einstmal allgemein verbreiteten Anschauung, nach welcher der Frau das Übergewicht in der Familie gebühre.

Erst in einem weiteren Individualisierungsprozeß der Ehe, der sogenannten Paarungsfamilie (*syndyasmian family* bei Morgan), welche den Ehebegriff durch strengen Ausschluß der Polyandrie noch schärfer fixierte, beginnt die rechtliche Suprematie des Mannes über die Frau und findet zugleich der welthistorische Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht statt. Das Eheverhältnis ist freilich auch in der Paarungsfamilie immer noch ein ziemlich lockeres, da man auf dieser Stufe die Nachwirkungen des ursprünglichen geschlechtlichen Kommunismus noch nicht ganz zu verwischen im Stande ist. Aus der Paarungsfamilie schält sich allmählich die patriarchalische Familienform heraus, wie sie uns das alte Testament etwa schildert. Das Charakteristische derselben ist eine fakultative Polygamie, jedoch so, daß der Patriarch eine — namentlich für die Erbfolge wichtige — Hauptfrau besitzt, während die übrigen Frauen nur mehr zu Nebenweibern herabsinken. Die patriarchalische Familie bildet übrigens nach Morgan, p. 384, ebenso wenig wie die Paarungsfamilie eine eigene Kategorie in der Entwicklungsgeichte der Familie, weil ihnen gar kein typischer Charakter innewohnt. Beide kennzeichnen sich vielmehr als bloße Übergangsformen und Durchgangsstadien zur Monogamie, die ihrerseits zweifelslos als die höchste Ausgestaltung des Prozesses der geschlechtlichen Evolution anzusehen ist. In der Einehe hat eben jene in den Urformen der Ehe bereits deutlich zu Tage tretende Tendenz nach immer weitergreifender

Individualisierung derselben ihre höchste und naturgemäß letzte Spitze erreicht.

Ziehen wir nun aus dieser entwickelungsgeschichtlichen Ableitung der Familie als der sozialen Urzelle das Facit, so erhalten wir einzelne philosophisch wertvolle Schlüsse, die aber auch bei der Entscheidung einzelner von Sozialisten der Gegenwart aufgeworfener Fragen von nicht zu unterschätzendem Belang sein dürften. Es hat sich uns nämlich ergeben, daß der Naturprozeß der sozialen Evolution unverkennbar die Tendenz offenbart, vom geschlechtlichen Kommunismus, der sich als kulturhemmend erwiesen hat, zunächst zur teilweise individuellen Ehe und von dieser zur völlig individuellen überzugehen. Daraus folgt zweierlei. Erstens scheint ausgemacht, daß die Primitivität, die, nur aus dem konträrtesten Bedürfnis entspringend, eine ästhetische Auslese kaum geahnt hat, die menschliche Rasse keineswegs in dem gleichen Maße zu verschönern und zu veredeln geeignet war, wie die spätere Individualität, bei welcher das ästhetische Empfinden in der Auslese des Schöneren vielfach zum Durchbruch kam. Ohne Individualität wären wir wohl kaum über den Zustand der Barbarei hinausgelangt, weil uns die physiologischen Vorbedingungen zur Erzeugung höherer Kulturformen gefehlt hätten. Hat sich aber die Ehe solcher Gestalt, rein als natürlicher Evolutionsprozeß der Familie betrachtet, als gestaltveredelnd und rassenhebend erwiesen, dann hat sie dem Heutlebenden nicht bloß darum als unantastbar zu gelten, weil Staat, Kirche und Moral sie fordern, sondern zunächst deshalb, weil der Naturlauf selbst, wie wir hier gezeigt haben, auf dieselbe hingewiesen, ja hingedrängt hat. Darum wird das Institut der Monogamie auch in einem etwaigen sozialistischen Staat, sofern dieser nur auf dem Boden der Kultur steht, unweigerlich beibehalten werden müssen, weil dieses nicht bloß ein unerlässliches Postulat der entwickelteren Volksanschauungen in Recht, Sitte und Religion ist, sondern zuoberst deshalb, weil das Naturgesetz dasselbe als die höchste Ausgestaltung geschlechtlichen Zusammenlebens aus sich heraus gezeitigt hat. Und mögen auch rechtliche, moralische und religiöse Vorstellungen wandelbar sein, das Naturgesetz ist es nicht, und nurbarer Wahmwitz wird sich demselben entgegenzusetzen suchen.

Die zweite philosophische Schlussfolgerung aus unseren Darlegungen über die Urgeschichte der Familie ist folgende. Selbst Sozialisten von der Farbe eines Engels, welche der Monogamie als dauernder Institution nicht günstig gegenüberstehen, müssen eingestehen, daß sich dieselbe am Ausgange der Barbarei einstellt, ja daß sie ein Zeichen beginnender Civilisation ist (Engels, S. 34). Nun gebe ich gern zu, daß der naheliegende Schluß post hoc, ergo propter hoc kein zwingender ist. Sicherlich ist die Ehe nicht die einzige Vorbedingung der Civilisation; aber eine ihrer Voraussetzungen ist sie zweifellos. Wie sollten wir uns denn sonst mit der auffälligen Thatsache abfinden, daß die Kultur einen durchgreifenden, besonders aber einen bleibenden Vorschritt nur unter Völkern mit monogamischer Familienform kennt! Ist demnach die Ehe auch nicht die einzige Möglichkeit eines Kulturfortschritts — Chinesen und Araber haben das Beispiel eines Aufstiegs zur Kultur, freilich auch das eines Stagnierens derselben gegeben —, so darf man doch zum mindesten behaupten, daß sie ständige Begleiterscheinung einer beharrenden Kultur ist. Wenigstens fehlt der geschichtliche Nachweis, daß ein Volk trotz der Polygamie eine beträchtliche Kulturstufe nicht bloß erringen, sondern Jahrtausende hindurch behaupten und ständig steigern kann. Bis zur Beibringung dieses Erweises aber hat man das Recht, an seinem Gelingen zu zweifeln.

Und so hat sich uns denn aus dieser knappen Betrachtung der Urgeschichte der Familie ergeben, daß die Ehe keine zufällige, aus rein geschichtlicher Tradition hervorgegangene Institution, vielmehr eine aus den zu immer höheren Daseinsformen drängenden Entwicklungsgeetzen der Menschennatur selbst hervorgegangene Einrichtung ist. Da die Monogamie

aber ferner eine ständige Begleiterscheinung höherer Kulturformen ist, so muß selbst die kümmerlichste Logik daraus folgern, daß man jene nicht ungestraft antasten darf, ohne diese zu gefährden. Der Kampf gegen die Ehe ist demnach geradezu kulturfeindlich.

## Blitzschlag und Blitzgefahr.

Von

Dr. Julius Lang.

Die elektrischen Entladungen der Atmosphäre sind in ihren physikalischen Ursachen noch keineswegs so eingehend klargelegt, wie die Alltäglichkeit der Erscheinung etwa vermuten ließe. Besser erkannt sind schon die Wirkungen des Blitzschlages und damit auch die mannigfachen Gefahren, die der zur Erde niederfahrende elektrische Funke für den Menschen in sich birgt. Alljährlich zur Sommerzeit ereignet sich eine nicht unerhebliche Anzahl von durch Blitzschlag verursachten Unglücksfällen. Nach einer amtlichen Zusammenstellung wurden in Preußen in den Jahren 1854 bis 1857 im ganzen fünfhundertsechs Personen vom Blitze getroffen, davon zweihundertneundachtzig getötet und zweihundertzweiundzwanzig verletzt. In Frankreich werden durchschnittlich jährlich zweiundsiebzig Personen durch Blitzschlag getötet, in England (ohne Schottland und Irland) zweihundertzweiundzwanzig, in Schweden neun u. s. w. Auffallend ist die übereinstimmende Angabe, daß der Blitz eine entschiedene Vorliebe für das männliche Geschlecht zeige, welches zweifelhaftes Glück man vielleicht dem Umstand zuschreiben geneigt wäre, daß die Thätigkeit der Männer dieselben im allgemeinen mehr in das Freie verweist. Diese bisher sehr beliebte Annahme, daß der Aufenthalt im Freien die Blitzgefahr vergrößere, muß indessen im Hinblick auf die neuerdings veröffentlichten Resultate der durch den Pariser Arzt Seltier veranstalteten Statistik als nicht zutreffend bezeichnet werden. Nach dieser Statistik, die sich auf sechshundertundein Fälle vom Blitze Getroffener bezieht, wurden von diesen auf freiem Felde vom Blitze ereilt neunundsiebzig, in Kirchen und Häusern aber zweihundertfünfzehn Personen. Der Aufenthalt im Freien ist meist nur dort gefährlich, wo gar keine anderweitigen, höheren und besseren Leiter für den Blitz vorhanden sind. Die größte Gefahr des Getroffenerwerdens bietet nach obiger Statistik aber der Aufenthalt in geschlossenen Räumen dann, wenn eine größere Menschenmenge versammelt ist, wie in Kirchen. Dieser Umstand, die größere Ansammlung von Menschen, erhöht auch wesentlich die Blitzgefahr im Freien, und eine weitere Steigerung derselben entsteht dabei durch die Anwesenheit zahlreicher, gut leitender Gegenstände, namentlich Waffen. So schlägt der Blitz verhältnismäßig häufig in militärische Lager ein, wobei starke Durchnässung der Kleider anziehend zu wirken scheint. In der Art wurde 1864 ein nordamerikanisches Regiment getroffen. Eine ungeheure Feuerfäule fuhr in das auf einem Hügel befindliche Lager hinab, zertrümmerte dasselbe, warf sämtliche Mannschaft zu Boden, tötete achtzehn von derselben und ebenso fast alle Pferde, während auch von den übrigen Soldaten kaum einer unverletzt blieb. Dazu entluden sich auch noch bei zwei Gewehrpjramiden die Läufe, und die Geschosse töteten drei Mann in einem anstoßenden Lager. Fast ebenso groß ist die Gefahr unter Bäumen, obgleich, wie die tägliche Erfahrung lehrt, der Blitz sehr häufig diese besseren Leiter, wie überhaupt höhere und ihm näher stehende Gegenstände, selbst Blitzableiter, umgeht und direkt auf den Menschen bezw. auf niedrige und schlecht leitende Gegenstände überspringt.

Die Art der Wirkung des Blitzschlages auf den menschlichen Körper ist neuerdings sehr eingehend von Wilhelm Stricker, Arzt in Frankfurt a. M., studiert worden. Um den Lauf des

Blitzes längs des Körpers zu verstehen, muß man die Thatsache im Auge behalten, daß seine zerstörende Wirkung sich da am stärksten äußert, wo er Widerstand findet, d. h. in seiner Leitung unterbrochen, in seiner Bahn aufgehalten wird. Ist man unter Umständen doch sogar, wie Stricker sehr treffend ausführt, im Stande, nachträglich aus den vorgefundenen Spuren an Körper und Kleidung die Stellung des Verunglückten zur Zeit des Unfalls zu bestimmen. Stand der Getroffene etwa an einen Baum oder einen anderen höheren Gegenstand angelehnt, so springt der Blitz an der Stelle auf den Körper über, die mit dem Gegenstand in Berührung war, hier größere oder geringere Verletzungen an Kleidung und Haut hervorbringend. Bei seinem weiteren Weg auf der Haut hinterläßt er nur geringe Spuren, etwa in Form von rötlichen Streifen oder auch nur von strichweiser Verfärbung der kleinen Härchen auf der Haut, bis er irgendwo, an den Hüften, in der Kniekehle, am Fuß, infolge der fester anliegenden Kleidung größeren Widerstand findet, wo er dann größere Zerstörungen hervorbringt. Namentlich deutlich ausgeprägt sind dieselben an der Austrittsstelle des Blitzes, am Fußrand oder an der Fußsohle, zuweilen aber auch höher hinauf. An den Fußsohlen und vorzugsweise beiderseits an den Fußrändern findet sich dann eine Anzahl rundlicher weißgrauer Flecke, jeder derselben mit durchlöcherter Centrum und einer Umrahmung von losgelösten und teilweise angefangenen Hautstücken; ihrer Gestalt nach erinnern diese Stellen einigermassen an die bekannten, nach beiden Seiten hin ausgeworfenen Löcher, welche der elektrische Funke in Kartenblättern zu schlagen pflegt. Diesen Flecken entsprechende Öffnungen sind dann auch an der Fußbekleidung, den Strümpfen und Stiefeln, vorhanden. Waren letztere mit Nägeln beschlagen, so kommen weniger oder gar keine Durchlöcherungen zu Stande, offenbar weil die Nägel selber den Blitz nach außen geleitet haben. Auch die Beschädigungen der übrigen Kleidungsstücke bestehen in kleinen Durchlöcherungen, die sich an den Stellen befinden, wo die Haut Verletzungen aufweist. Merkwürdigerweise haben diese Öffnungen an den Oberkleidern eine nur geringe Größe, bis höchstens einen halben Centimeter Durchmesser, während sie nach der Haut zu an Umfang zunehmen und im Hemd bis zur Größe eines Thalers anwachsen können. Die Ursache dafür ist offenbar die, daß der elektrische Strom an der schlecht leitenden Haut den bedeutendsten Widerstand findet und daher hier und in der nächsten Umgebung seine stärksten Wirkungen entfaltet. Die mehrfachen Durchlöcherungen der Kleidungsstücke an einer Stelle beweisen auch, daß der Blitz meist nicht einfach, sondern in mehreren Strahlen, ja oft in ganzen Garben die Getroffenen befällt. Befand sich der Verunglückte im Freien, fern von jedem Gegenstand, so tritt der Blitz auf dem Scheitel ein, was sich durch Zerstörung der Kopfbedeckung und Verfärbung der Haare kennzeichnet. Er kann nunmehr direkt auf das Gehirn übergehen und unmittelbar tödlich wirken, oder auch seinen Weg in der vorhin erwähnten Weise längs der Haut nehmen. Daß der Blitz auf dieser seiner Bahn vorgefundene Metalle (Geld) gewöhnlich schmilzt, ist bekannt, ebenso, daß Gegenstände von Eisen (Taschenmesser) magnetische Eigenschaften annehmen können.

Was nun die Verletzungen selbst anbetrifft, so sind diese je nach der Heftigkeit des Schlags verschieden schwer. Sie können sich auf einfache Rötung der Haut, allenfalls noch in Verbindung mit Blasenbildung, beschränken, also ganz das alltägliche Bild der Verbrennung oder Verbrühung darbieten. Häufig kommen auch größere oder kleinere Blutergüsse in und unter der Haut, auch umfangreiche Zerstörungen der letzteren zu Stande. Sehr seltene Ereignisse sind Knochenbrüche, und dann vorzugsweise solche der Schädelknochen, ferner Zerreißen der Zunge, Abreißung ganzer Gliedmaßen u. a. Alle diese Verletzungen sind ausschließlich Wirkungen des elektrischen Funkens. Doch hat man daran zu denken, daß in einzelnen Fällen die vom Blitz Getroffenen selbst auf mehrere Meter weit fortgeschleudert werden, so daß gewisse Verletzungen auch auf diesem Wege entstanden sein können. Außer allen diesen findet

man nun aber noch häufig auf der Haut der Getroffenen feine, hellrote, baumförmig sich verästelnde Streifen, die sogenannten Blitzfiguren, bei deren Anblick man den Eindruck gewinnt, als hätte sich der elektrische Funke in der Haut selbst durch seitliche Ausstrahlungen erschöpft, und über deren Entstehung, von den Deutungen mystisch-religiöser Färbung abgesehen, auch in Fachkreisen noch bis heute die verschiedenartigsten Meinungen sich geltend machen. Einzelne halten sie für eine photographische Wirkung des Blitzes, ähnlich den Lichtenbergischen Figuren auf dem Harzluchen des Elektrophors (worüber der Leser Näheres aus dem ersten besten Lehrbuch der Physik erfährt). Andere sehen in ihnen Blutstauungen in oder Blutaustritte aus den feinen Gefäßverzweigungen (Kapillaren) der Haut, oder bringen sie auch mit den Verästelungen der Nerven in Verbindung. Ja, der Berliner Gerichtsarzt Linnan behauptet sogar, daß sie nichts anderes seien, als Abdrücke der Falten des Hemdes. Wo dieses dem Körper fest anliege, bleibe die Haut weiß, während an den lockeren Stellen der Blitz rote Streifen erzeuge, welches Gesamtbild dann die Figur eines Blattes vortäusche. Die ganze Angelegenheit ist, wie gesagt, auch noch bis heute eine offene Frage. Ubrigens verblasen die Blitzfiguren bald und verschwinden nach einigen Tagen spurlos. Die Thatsache aber, daß die Wirkung des Blitzes so sehr verschieden sich gestaltet, einmal in leichterem, einmal in schwererer Art sich äußert, andererseits häufig die Blitzfiguren erzeugt und ein andermal anders geartete oder überhaupt nur geringe Spuren hinterläßt, hat zu der Vermutung Veranlassung gegeben, daß vielleicht verschiedene Arten des Blitzes oder Blitzschlages existieren. Diese Annahme findet eine gewisse Bestätigung in den höchst interessanten Tierversuchen des englischen Gelehrten Richardson, die er mit einem riesigen Induktionsapparat vorgenommen hat. Aus denselben ergab sich, daß, je nach der Art und Weise der elektrischen Entladung, die Wirkung des Funkens eine ganz verschiedene war. In dem einen Falle veranlaßte er nur stärkere Verbrennungen, im anderen aber den sofortigen Tod der Versuchstiere. Indessen lehrt auch die Physik, daß die positive Electricität in Form von Strahlen, die negative in Form von Ringen sich ausbreitet. Es ist daher möglich, daß in jenen Fällen, in denen sich Blitzfiguren entwickelt haben, positive, in anderen negative Electricität im Spiel gewesen sei.

Klarer liegen die Verhältnisse der Wirkung des Blitzes auf den gesamten Organismus. Nicht immer ist dieselbe eine so intensive, daß sofortiger Tod eintritt. Als die Ursache desselben sah man noch bis in die neueste Zeit Erstickung an. Doch dürfte heutzutage die verbreitetste Ansicht die sein, daß der Grund für den augenblicklichen Tod in einer heftigen Erschütterung des Centralnervensystems, namentlich des Gehirns, zu suchen sei. Zuweilen erfolgt der Tod erst nachträglich, in einigen Stunden oder Tagen; doch sind das seltene Ausnahmen, so daß dort, wo der Tod nicht augenblicklich eintritt, wohlbegründete Hoffnung auf Erhaltung des Lebens vorhanden ist. Glücklicherweise sind die meisten Fälle überhaupt nicht tödlich. Die vom Blitz Getroffenen stürzen bewußtlos hin und bleiben unbeweglich, wie tot, mit leichenblauen und entstellten Gesichtszügen, kalter Haut, gelähmten Gliedern und schweißbedeckt liegen. Nur an der sehr schwachen Atmung und an dem allerdings stark verlangsamten Herzschlag erkennt man, daß das Leben noch nicht entflohen ist. Nachdem die Betäubung durch Minuten bis Stunden, zuweilen selbst tagelang angehalten hat, stellen sich allmählich Bewußtsein, Sprache, Empfindung und Bewegungsfähigkeit wieder ein. In schweren Fällen folgt dem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit ein mit Delirien verbundener Zustand heftiger Aufregung, der selbst einen tobjuchartigen Charakter annehmen kann. Aber auch bei völlig zurückgekehrter Klarheit können sich die Verunglückten des Geschehenen meist nicht erinnern, und es ist eigentümlich, daß selbst auch nur ganz leicht Verletzte weder den Blitz gesehen, noch den Donner gehört zu haben sich erinnern. Diese Schwächung des Gedächtnisses hält oft auch noch längere Zeit

hernach an. Auch macht sich bei den Betroffenen noch jahrelang jedesmal bei auftretendem Gewitter eine gewisse nervöse Unruhe bemerkbar. Oft bestehen die Lähmungen der Gliedmaßen noch längere Zeit nach dem Ereignis fort, gehen aber schließlich immer in Heilung über. Dasselbe gilt auch von den anderen durch Blitzschlag verursachten Krankheiten, wie Taubheit, Erblindung, Gefühllosigkeit oder auch hochgradige Empfindlichkeit, Verlust der Haare und Nägel, Blutungen aus Nase oder Ohren, Schlingbeschwerden, Stuhl- oder Harnverhaltung u. a. m.

Es ist demnach ersichtlich, daß der Blitzschlag, auch wo er nicht unmittelbar tödlich wirkt, immerhin für den Betroffenen ein sehr böses Ereignis darstellt. Um so wunderbarer ist der alte Glaube an die „heilende“ Wirkung des Blitzes, und es fehlte nur noch, daß verzweifelte Kranke, an deren Leiden die irdische ärztliche Kunst bisher gescheitert ist, zu diesem letzten himmlischen Mittel ihre Zuflucht nähmen. Die Sache hat allerdings etwas Verführerisches an sich im Hinblick auf die Heilkräftigkeit der Elektrizität überhaupt; die Gefahr einer solchen natürlichen Elektrotherapie könnte man vielleicht mit der Bemerkung abthun, daß der kranke Mensch sich ja auch sonst zuweilen Operationen aussetzen muß, deren Ausgang in Bezug auf Erhaltung des Lebens sehr fragwürdig ist. Indessen, bis der Blitz als aktive Waffe in den Arzneischatz aufgenommen werden wird, dürfte wohl noch eine geraume Zeit vergehen. Ohne Einwilligung des Kranken und des behandelnden Arztes dagegen soll er sich ja schon einige Male kurpfuscherische Eingriffe in das Gebiet des letzteren erlaubt haben. So berichtet der französische Arzt Bondin von einem durch Blitzschlag geheilten Fall von Körperlähmung. Sein landsmännischer Kollege Chailly ferner hat die Krankengeschichte eines Kondukteurs veröffentlicht, der seit fünf Jahren an rheumatischen Beschwerden litt, sich aber sofort gänzlich schmerzfrei fühlte, nachdem er von einem Blitzstrahl getroffen worden war. Doch auch der deutsche Arzt Kunze hat vor wenigen Jahren einen Fall veröffentlicht, wonach eine durch einen Schlaganfall rechtsseitig gelähmte und dabei auch noch fast gänzlich des Sprachvermögens beraubte Person bei einem Gewitter auf der rechten Seite vom Blitz getroffen wurde und danach bedeutende und augenfällige Besserung ihres Zustandes erlangt haben soll. Auch der Kreisphysikus Ludwig in Euskirchen berichtet von einem vom Blitz Getroffenen, dessen Schraft dadurch sich bedeutend verbesserte. Derartige Heilungsvorgänge gänzlich in das Gebiet der Fabel zu verweisen, dürfte demnach nicht angängig sein, und es bleibt nur zu wünschen, daß von einwärtsfreier Seite weitere diesbezügliche Beobachtungen mitgeteilt werden möchten. Aber auch sonst harren noch viele dunkle Punkte dieses ganzen Gebietes der aufklärenden Arbeit zukünftiger Zeiten.

## Pantomime.

Von

Hermann Bahr.

Die Pariser Theater wissen sich bald nicht mehr zu helfen: keine Spekulation schlägt ein und keine Reklame zieht, das Publikum ist müde und verdrossen, die Not brennt in den Kassen. An dem fetten Wucher aus der Exposition Universelle haben sie sich über diesen zum Verschmachten düren Winter geschleppt, geduldig von Woche zu Woche vertagter Hoffnung. Aber jetzt, allmählich, da kein erfinderischer Versuch mehr wirken will und alle listigen Neuerungen im Kreise herum erschöpft sind und der gemeine Überdruß nur täglich wächst, jetzt verlieren sie das letzte Vertrauen, es wird ihnen bange und sie wissen sich keinen Rat. Ein Wunder müßte geschehen; aber nirgends, jammern sie, regt sich ein Zeichen, das es verkündigen dürfte. Sie können, mit allem

bereiten Gehorjam, das Neue nicht gewähren, das die dunkle und verhüllte Laune des Geschmades forbert; und wieder das Neue, das sie in wechselraschen Sorgen versuchen — von diesem mag jene verwöhnte Begierde jedesmal wieder nichts hören.

Der Naturalismus hat alles alte Theater gründlich verewelt, heillos — das ist die Signatur der theatralischen Situation von heute. Kein Mensch läßt sich die überlieferte und hergebrachte Formel mehr gefallen. Der dicke, alte Sarcey selbst, das widerspenstige, nicht leicht gerührte Ungetüm, frivoler Neuerungsjucht kaum verdächtig, schnaußt verräterische Seufzer nach der neuen Kunst.

Aber — es muß nur ehrlich gestanden werden: er konnte das alte Theater verderben, aber ein neues an seinem Platze zu gestalten mißriet dem Naturalismus vorläufig. Als niederschmetternde Beleidigungen der alten Kunst, von denen sie sich nicht mehr erholen würde, wurden seine Werke bejubelt; aber die nachhaltige Befriedigung des neuen Geschmades, welche ihn von der irren Sehnsucht nach dem Unbekannten endlich erlösen könnte, brachten sie noch nicht. Er mochte manchmal, wie an den funkten Paradoxen des «Monsieur Betsy,» seine jähe Begierde eine Weile beruhigen; aber dann loderte sie doch gleich von der irren Sehnsucht wieder empor.

Ob ihr ein Heiland kommen wird . . . wann . . . woher?

Einstweilen peitscht die Not die Direktoren von Experiment zu Experiment — wo immer nur etwas sich für neu ausgeben und den verbrühten Gaumen noch einmal wärzen könnte. Jeder Vorschlag ist in dieser wilden Hast willkommen und jede vergessene Caprice der Großväter wird ausgegraben. So konnte es sich ereignen, daß aus der rostigsten Kumpelkammer längst verschollener Moden die bestaubte und vergessene Pantomime zu sonnigen Triumphe auferstand.

Die «Bouffes» spielen seit vier Wochen Michel Carrés «L'enfant prodigue» vor täglich ausverkauftem Hause und diese von Wormser musizierte Pantomime ist der größte Erfolg der ganzen Saison.

Damit hat der Hause des großen Publikums ein Urteil bestätigt, welches seit ungefähr zwei Jahren sich unter den Feinschmeckern der Kunst verbreitete. Seit zwei Jahren, beiläufig, spielt der Cercle funambulesque, eine Gesellschaft von künstlerischen Leckermäulern und Lebemännern der Litteratur, eine Pantomime, mit wachsendem Glück, um die andere: Paul Marguerites «la Colombine pardonnée» und Raoul de Najacs «la Barbe-Bleuette» hängen mir namentlich als die gefälligsten Treffer im Gedächtnis. Alle Meinungen waren bald geeinigt, daß von allen überlieferten Formen der alten Litteratur die Pantomime die einzige sei, welche sich der moderne Geschmack mit Behagen gefallen lassen könne; nun klatscht auch noch die Menge ihre Einstimmung dazu.

Diese allgemeine Empfindung, daß von allem Alten bloß die Pantomime allein mit unserer neuerungstollen Laune verträglich sei, kann ich garantieren. Alle wundern sich darüber, finden sie seltsam und witzeln gegen sich selber; aber in allen ist sie nun einmal unwegleugbar vorhanden. Dagegen die Formel, wie ich mir ihre Herkunft und Berechtigung erkläre, die mag ich freilich bloß als eine scheue, unzutrauliche Vermutung meiner Verlegenheit behaupten.

Unser Geschmack, der sonst gegen alle theatralische Tradition, wie milde und fügsam sie sich auch gehabe, zu nachgiebigen Zugeständnissen willig bereit, mit ungebärdigem Hohne oder gar mit rebellischer Langweile revoltiert, läßt sich die Pantomime gelassen gefallen, weil sie allein jede Beleidigung seines Wirklichkeitssinnes vermeidet. Wir sind nun einmal, widerwillig oder mit Fleiß, von starken Trieben an die wirkliche Welt gedrängt, und zu rascher Reizbarkeit neigt leicht unser realistisches Gefühl. Was Menschliches auf die Bretter steigt, das prüfen wir grausam auf den Gehalt von Alltags-Wahrheit, und jedes Verlogene, was mit unseren gesammelten Erfahrungen nicht stimmt, wird ohne Erbarmen verpiffen und weggeschickt. Es ist umgekehrt, ja, wir vergällen uns bloß

manches Vergnügen. Aber mit allen Vorzügen und guten Naturschlägen wird uns nicht geholfen, es steckt uns einmal unverwundlich im Blute: wir sind eben schon alleamt, auch die es nicht Wort haben wollen, bis ins Mark durch die zehn Jahre Naturalismus unheilbar verdorben.

Mit diesem Sinne des Wirklichen, welcher uns alle andere Tradition der Kunst zur Lügenhaftigkeit verleidet, verträgt sich die Pantomime vortrefflich. Nämlich, die Pantomime handelt nicht vom Menschen, sondern von Pierrot, und sie kündigt es uns von allem Anfang im voraus an, rechtschaffen und ehrlich, daß ihre einzige Heimat, welche sie keinen Augenblick verlassen will, das Phantastische ist. Sie hat mit dieser täglichen Straßewirklichkeit rings um uns nichts zu schaffen, sondern lebt in einer anderen, fernen, unterwölkten Sternenswirklichkeit, von welcher wir nichts wissen und die Lüge nicht unterscheiden können. Sie hat in ihrer Willkür ihr eigenes Gesetz, welches gegen unsere irdische Wahrhaftigkeit nicht verstößt, weil es neben ihr auf einer ganz anderen Seite verweilt, drüben und weit weg.

An Beispielen wird man sich dessen ganz deutlich bewußt.

Wenn da einer hereingeschneit kommt, in Kleidern der Gegenwart, um von jenen Monologen der Orientierung einen loszulassen: „Drei Wochen bin ich, der sonst so flatterhafte Falter, den keine Sirenenkunst ins Netz zu locken wußte, nun hier auf dem Schlosse der Gräfin Fernande. Aber Fräulein Marthe ist auch zu reizend, halb noch arglos träumende Kriose, halb schon die kaiserliche Triumphatorin, die sich ihrer Unwiderstehlichkeit bewußt ist, auf jeden Fall ein unvergleichlicher Engel von berückendem Zauber. Die Diener sind bestochen, alles weilt draußen auf der Jagd, ich will mich erklären“ — das ist uns wie eine schallende Ohrfeige mitten ins Gesicht und es wandelt uns an, mit den Sigbrettern dem geschminkten Wicht auf den Schädel zu zielen. Dagegen, gleich beim ersten Purzelbaum des gepuderten Pierrot, wenn er mit vom Schreden ausgefretten und verlängerten Grimassen sich gegen die Lauscher versichert und von den gespitzten Lippen, während ihm die wasserblauen Vergißmeinnichtaugen aus den von überwachsender Seligkeit verdrängten Lidern quellen, verzückte Küsse nach der holden Kriemete wirft, da lacht uns gleich von saftigem Behagen das Herz, und mit Wollust schlürfen wir den tollen Wirbel seiner ausgelassenen Gebärden. Es fällt der Wahrhaftigkeit hier nicht ein, seinen Augenblick, sich störend ins Vergnügen zu mischen, mit realistischer Kontrolle: denn hier ist es ausgemacht und vorbedungen, jeder merkt's auf den ersten Blick, daß von der grauen Wirklichkeit überhaupt gar nicht erst die Rede sein, sondern sofort in moosgrüne Phantastik lustig ausgeflogen werden soll, bis nach den steifsten Unmöglichkeiten verwegen hinauf, munter in vollen Märcchen bis an den Hals.

Unser Trieb auf das Wirkliche, den wir nun einmal nicht mehr verwinden, wird von der Pantomime nicht beleidigt, die sachte und höflich an ihm daneben vorbeigeht; aber unser Trieb auf das Phantastische, dessen täglich begehrtlicherer Hunger gegen die Alleinherrschaft des Naturalismus\* täglich grimiger revoltiert, wird von der Pantomime allein heute befriedigt. Es nützt einmal nichts: jene Begierde nach dem Wahne, nach dem Traume, nach der Trunkenheit ist auch in uns, unausrottbar, wie wir immer uns mit erbittertem Verstande wehren mögen, nach aller gewalttätiger Bedrückung immer nur wieder aufs neue mit frischem Mute regsam, von der nämlichen Zwangskraft auf uns wie die andere nach der nüchternen und wachen Wahrheit. Und die Formel, in welcher das neue Bedürfnis ganz aufgehen soll, daß seiner irren Hast endlich Friede werde, die große Formel des gesamten modernen Geschmacks wird auch eine opiatische Note enthalten müssen.

Doch dahin hat's noch gute Wege, diesseits und jenseits der Vogesen, nach der neuen Kunst, von der so viel die Rede und gar so wenig die That ist. Aber wie wäre es, wenn

\* Es ist in diesem Aufsatz nur von französischen Zuständen die Rede.

wir einstweilen, in dieser langen und schon langweiligen Pause zwischen dem alten, welches nicht mehr erträglich, und dem neuen Theater, welches noch nicht erfundlich ist, wenn wir einstweilen dem Beispiele der Pariser verjuchsweise folgten und auch einmal unser Glück mit der Pantomime probierten? Ich denke sie mir von Villencron geträumt und von dem genialen Hugo Wolf vertont, und Böcklin müßte ihre Bilder stellen — und nach sechs Wochen, ich wette, wären die drei ganz phantastisch riesige Millionäre, auf goldenen Stelzen der schauenden Bewunderung entrückt und von eiseltgetürmtem Ruhme unter die seligen Engel entführt.

## Wilde Rosen.

Stimmungsbild von Heinz Covote.

Die Sonnenstrahlen flitern durch das Gewir der breitblättrigen Weinranken, die sich um die Holzsäulen der kleinen Veranda winden, und deren maßiges Blätternetz, vom herannahenden Herbst rötlich überhaucht, sich zwischen den leichten Stützpfählen des Balkons ausspannt, unter dem eine anheimelnde Dämmerung herrscht.

In einem amerikanischen Schaukelstuhle liegt eine junge Frau, die Hände lässig im Schoß gefaltet; und während sie durch sich in regelmäßigen Pausen folgende Stöße mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen erhält, blickt sie auf die ineinander verschwimmenden kreisrunden Lichtflecke, die auf dem bunten Fliesenboden von den Strahlen der frühen Morgensonne gebildet werden.

Sie zieht die Schultern in der weißwollenen algerischen Gandura hoch, und sich redend, daß der Schaukelstuhl mit plötzlichem Ruck still steht, hebt sie die Hände über den Kopf empor, schlingt die Finger ineinander, und die Handflächen nach oben kehrend, streckt sie leis gähnend die Arme gen Himmel, daß die losen, weiten Ärmel des Gewandes bis fast zu den Schultern zurückfallen.

Dann läßt sie die Hände wieder müde auf die Kniee fallen und träumt vor sich hin, die seinen dunklen Augenbrauen etwas zusammengezogen; während die kleinen Füße fest auf dem Boden ruhen und der geschmeidige Oberkörper leicht nach vorn gebeugt ist.

Das Mädchen kommt; aber die junge Frau blickt nicht auf, während der Frühstückstisch abgeräumt wird. Selbst das Klappern der Teller und Tassen vermag sie nicht zu stören.

Dann ist es wieder still . . . Nur von einer Nebenvilla dringen einzelne angeschlagene Töne eines Klaviers herüber, und dann die falsch gespielte Melodie: Ach ich hab . . . sie ja nur . . .

Da bricht das Spiel wieder ab. —

Es ist still ringsum. Das welkende Weinlaub duftet so scharf.

Zuweilen klirrt ein Messingstab, wenn der graue Papagei mit seinem Schnabel gegen das Gitter seines großen gelben Messingbauers stößt.

Dann kreischt er wild auf, daß sie zusammenschreckt. — Im Balkonzimmer fällt eine Thür zu. Dann langsam näher kommende Schritte. Ihr Gatte in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arme, mit dem Zuknöpfen des linken Handschuhs beschäftigt.

Es ist dreiviertel zehn, und wie gewöhnlich ist er im Begriff, von Wannsee nach Berlin zu fahren.

„Nun, Kindchen . . . was wirst Du denn heute thun . . .“

Er fragt es gleichgültig lässig.

„Interessiert Dich das wirklich so?“ fragt sie lächelnd, weil sich diese Frage tagtäglich wiederholt.

„Ei gewiß — ich muß doch wissen . . . ob sich mein Frauchen . . . na! — nicht langweilt . . . so!“ —

Er ist mit dem Handschuh fertig und beugt sich über sie. Dann aber sagt er: „Nein . . . wart' erst.“

Er legt Hut und Stock auf den Tisch und geht hinunter in den Garten.

Nach einer Weile kehrt er wieder, eine volle rote Rose in der Hand, von der er mit dem Messer noch die Dornen abgelöst, eh' er sie ihr mit einer halb humoristischen Verbeugung überreicht.

„Danke, Will!“ —

Sie faugt mit halb geschlossenen Augen den Duft der Blume ein und nestelt sie an ihrem Gürtel fest.

Dabei ist sie aufgestanden.

Er reicht ihr die Hand, beugt sich ein wenig nieder und küßt sie vorsichtig auf die Stirn, gerade unter die leicht sich kräuselnden blonden Haare.

„Langweile Dich nicht, mein Schatz — geh ein wenig spazieren!“ ruft er ihr schon auf den Stufen der Treppe, die zum Garten führt, zu, während er nochmals zurückgrüßt.

Sie steht an der Holzbrüstung der Veranda, von dem dichten Weinlaube wie von einem Rahmen umgeben, lächelt ihm zu und wirft ihm eine müde Kuffhand nach.

Der Kies knirscht unter seinen Schritten, die eiserne Gartenthür fällt ins Schloß und ohne daß er sich noch einmal umgesehen, geht er den schmalen Weg die Anhöhe zur Station hinauf. —

Nun ist sie wieder bis sechs Uhr allein . . .

Sie gähnt leicht, zu träge, die schlanken Finger ganz bis zum Munde zu bringen.

Dann wendet sie sich dem laut kreischenden Polly zu, der an den Gitterstäben emporklettern, mit dem starken Schnabel hineinbuckt und unruhig mit dem, oben im Bauer hängenden Schaukelringe klist.

Sie giebt ihm ein Stückchen von dem Zucker, den das Mädchen — gewohnheitsmäßig — auf dem Tischchen zurückgelassen hat, und kraut ihm in den sich sträubenden Kopfedern. —

Gewohnheitsmäßig! —

So ist jetzt ihr Leben.

Um zehn fährt Will nach Berlin, um sechs Uhr abends kommt er zurück. Dann setzt man sich zu Tisch. Hinterher eine Promenade — ein Besuch, — zuweilen ein paar Bekannte zur Tafel. — Will in seine Zeitungen vertieft, . . . sie in einem Romane blätternd, und dann vor Mitternacht schlafen gehn . . .

Polly hat noch ihrem Finger gehackt, weil sie ihn über ihren Gedanken vergessen hat. Sie giebt ihm mit einem kleinen Stöckchen einen vorsichtigen Schlag, daß er sich still duckt und mit den starren Augen blinkt. Dann rafft sie den weißen Morgenrock etwas zusammen und geht die Stufen hinab in den Garten, der sich den Hang hinunterzieht zum See, auf dem ein kleiner Salondampfer eilends seine schillernde Kielfurche zieht. Das warnende Geklingel der Schiffsglocke tönt gellend durch die frische Morgenluft.

Eine Anzahl kleiner Boote, ein langes Holzfloß, und am jenseitigen Ufer einige plumpe Segelschiffe bringen etwas Abwechslung in diese gleichmäßige graue Wasserfläche.

Die junge Frau geht durch den Garten langsam bis zu der unteren Mauer, — ein duftender Rosengarten, keusche weiße Dijon-, üppige gelbe Theerosen, schüchterne, flockige Moosröschen, sammetne Rosomenen und voll entfaltete, noch tau-schwere, schwarze Plutorosen, die sich selbstbewußt von den wenigen kleinen Blättern der hohen, schlanken Stöcke abheben, hauchen ihren Blumenatem aus. —

Sie nimmt die Rose aus dem Gürtel, steigt eine kleine Anhöhe hinan, von wo aus sie den sich am Seeufer hinziehenden grauen Fahrweg erblicken kann.

Während sie einen leichten Gartenstuhl heranzieht und nach ihrem Taschentuche sucht, um den feinen grauen Staub, der hier überall lagert, abzuwischen, nimmt sie den Stengel der Rose zwischen die Zähne und behält die Blume auch noch in den Lippen, als sie sich gesetzt hat, und nun über die schimmernde

Seebucht, von der es frisch heraufweht, hinüberblickt nach dem jenseitigen leichtverschleierten, hügeligen Ufer.

Wie still und einsam es rings ist, wie — langweilig!

Sie langweilt sich — und wie hatte sie sich gefreut, als Will die Sommerwohnung hier am Wannensee gekauft hatte.

Sie war auf dem Lande groß geworden und hatte sich in ihrem Salon so oft hinausgesehnt in die Natur. Jetzt war sie draußen, und wußte nichts mit ihrer Zeit anzufangen . . . Einen französischen Roman nach dem andern lesen, das war alles. —

Sie nimmt die Rose aus dem Munde und läßt die Hände in den Schoß fallen . . .

Wie die Rosen so schwül duften, wie hier alles so eingeeengt, so konventionell ist. Die sammetartig, kurzgeschorenen Rasenflächen, die sauber geputzten, scharfabgesteckten Wege, diese peinliche Ordnung überall.

Auf dem Gute des Vaters hatte es nicht so gelect ausgesehen. In dem kleinen Parke wucherte das Gras in den moosbedeckten Wegen, unter den breitästigen Bäumen lagen Haufen abgebrochener, trockener Zweige.

Die Blumen waren verwildert; denn niemand hatte Zeit, sich darum zu kümmern, daß die Beete in stand gehalten wurden.

Und in dieser halben Wildnis war sie Alleinherrscherin gewesen; ohne jede Aufsicht trieb sie sich dort den ganzen Tag umher.

Am lustigsten war es im Herbst, wenn die Erntezeit heran-nahte. In den großen Ferien kam Fritz, Pastor Krause sein ältester, nach Haus. Er war um sechs Jahre älter als sie; aber sie kamen prächtig miteinander aus. Sie war damals sechzehn Jahre alt.

Fritz hatte durchaus keine Neigung, dem Vater im Amte zu folgen; um ihn jedoch zu trösten, hatte er eine Wissenschaft erwählt, die sich gleichfalls mit dem Himmel beschäftigt und die Menschen dem Himmlischen näher bringt, die Astronomie.

Auch in seiner Ferienzeit beschäftigte er sich mit Sternkunde; aber sie war irdischer geartet, er beschränkte seine Forschungen auf Ellens Augensterne.

Wenn die Ferien herannahen, schlug dieser das Herz, und sie konnte den Tag nicht erwarten, für den er seine Ankunft gemeldet hatte.

Dann fing ein lustiges Leben an.

Sie wanderten zu zweit durch den Buchenwald. Sie gingen pfadlos über die Felder und sahen den Knechten zu, wie das reife Korn geschnitten und eingefahren wurde. — Er sang ihr seine Studentenlieder vor, so lange, bis sie sie mitzingen konnte.

Zwischen dem Gute und dem Pastorhause schlängelte sich ein Flüsschen durch. Wenn man etwa zehn Minuten seinem Laufe folgte, kam man an einen kleinen, mit Wald bestandenen Hügel, an dessen Fuße sich zahllose dichte Hecken wilder Rosen hinzogen.

Das war ihr Lieblingsplätzchen. Sie suchten es meistens auf, wenn die Sonne sich dem Horizonte zuneigte, und kehrten heim, wenn die Abenddämmerung einbrach . . .

Eines Abends hatten sie dort im Graze gesessen unter einem Strauche wilder Rosen, der sie mit seinen weißen Blütenblättern überschüttete.

Von diesen häßlichen wilden Rosen, die nur Wert hatten, wenn sie verblüht waren und man die Hagebutten einmachen konnte, hatte Fritz plötzlich eine gepflückt und sie ihr gegeben.

Erst hatte sie ihn angesehen, und dann war sie in ein nicht enden wollendes Lachen ausgebrochen.

Nein, er war wirklich zu komisch. Ihr solch eine etelhaft häßliche Hundsrose zu geben.

Er hatte ein verdutztes Gesicht gemacht und war ärgerlich geworden. Dann hatte er mitgelacht . . . Darauf hatte er es ihr verboten . . . Aber sie lachte immer weiter, bis er sie plötzlich zu fassen bekam und ihr drohte, sie zu küssen, wenn sie ihn noch länger anlachte. —

Sie war wie mit einem Schloge still geworden und starrte

ihn an . . . Er hatte den einen Arm um ihre Schulter gelegt. Sie fühlte, wie der Arm zitterte, und plötzlich wurde sie ganz verwirrt. Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und eine furchterliche Angst überkam sie. — Am liebsten hätte sie sich losgerissen und wäre geflohen.

Aber sie konnte nicht, sie hatte allen Willen über sich verloren — dann fühlte sie seine Lippen auf den ihren, und ohne sich zu wehren, ließ sie sich von ihm küssen. Sie schloß die Augen, — ihr war wie im Traume, und sie fühlte nur immer wieder, wie er sie küßte.

Mit einer plötzlichen Willensanstrengung riß sie sich los und ließ davon, ohne auf sein Rufen zu hören.

Er eilte ihr nach. Sie brach sich Bahn durch den Wald. Wie gehezt jagte sie davon, da sie ihn noch immer hinter sich zu hören glaubte. —

Sie hatte sich von hinten auf den Hof geschlichen, und als sie die Stimme des Vaters hörte, versteckte sie sich für eine Zeitlang in den Stall, wo die Kühe mit den schweren Ketten raffelten und sich an den Wänden rieben. Zuweilen brüllte eins der Tiere mit dumpfem, langgezogenen Tone, oder ein anderes legte sich schwer nieder, um mit dem breiten Maule schläfrig wiederzukäuen.

Sie strich sich die Haare zurecht und küßte sich das erhitzte Gesicht; aber das Herz klopfte ihr so wild, und sie fürchtete sich, vor dem Vater zu erscheinen. —

Die ganze Nacht schlief sie nicht, und die folgenden Tage ging sie wie im Traume umher.

Sie versuchte, sich die Scene wieder vorzustellen; aber es gelang ihr nicht . . .

Ein paarmal hatte sie Fritz von weitem gesehen und war ihm ausgewichen. Er hatte nach ihr gefragt — aber sie ließ sich nicht blicken.

Endlich standen sie sich doch wieder gegenüber, er stammelte etwas von Verzeihung, ohne daß sie seine Worte hörte, so wild schlug ihr das Blut. Das alte trauliche Verhältnis war zerstört.

Die Streifereien nahmen ein Ende, und Ellen vermied jedes Alleinsein mit ihm, so daß er nicht dazu kommen konnte, sich nochmals auszusprechen.

So war er wieder zur Universität gegangen. Sie hatte wohl ein Duzend Briefe von ihm, die sie als ihren kostbarsten Schatz hütete, ohne ihm jedoch auch nur mit einer Zeile zu antworten.

Wie oft hatte sie seitdem unter dem wilden Rosenstrauche gelesen und an den Tag zurückgedacht, als er sie geküßt.

Allmählich dümmerte es ihr auf, daß sie sich eigentlich recht wie ein thörichtes kleines Mädchen betragen hatte. Weshalb nur hatte sie eine so schreckliche Angst gehabt? —

Ein paar von den wilden Rosen hatte sie sich abgeschnitten. Sie war, obgleich es niemand gesehen hatte, rot dabei geworden. Wenigstens glaubte sie es; denn als sie nach dem kleinen elfenbeinernen Taschenspiegel suchen wollte, um sich zu überzeugen, hatte sie ihn natürlich zu Haus gelassen.

Als sie zu Weihnachten aus der Pension zurückkam, war Fritz nicht da. Ihr erster Gang galt den Dornenbüschen, die jetzt traurig kahl unter dem Schnee froren.

Wie häßlich sie doch aussahen. —

Zwei Jahre später hatte sie dann Will geheiratet, ohne daß sie Fritz, der inzwischen in Schottland war, wiedergesehen hatte.

Jetzt war er in die Heimat zurückgekehrt. Als der Vater ihr neulich davon schrieb, hatte ihr mit einemmal das Herz geschlagen. Sie wußte selbst nicht weshalb. — Dann hatte sie erfahren, daß er einen Ruf nach Berlin erhalten habe. Er konnte also ganz in ihrer Nähe sein . . .

Wie er wohl aussehen mochte? — Ob er je wieder an den Tag gedacht hatte, oder ob das alles für ihn vergessen war? —

Sie lächelte vor sich hin, wenn sie an jene Zeit dachte, an die häßlichen, wilden Rosen. —

Wie er sie geküßt hatte! . . . Wenn sie nur daran dachte, durchschauerte es sie. —

Sie seufzte tief auf und blickte auf die breit in der Sonne liegende Havelbucht zu ihren Füßen. Der kleine Dampfer fuhr wieder nach Potsdam zurück, und der Schornstein stieß dichten schwarzen Rauch aus, während die Schiffsglocke ihr ohrenzerreißendes Geklingel ertönen ließ . . .

Ob es hier wohl wilde Rosen gab? —

Sie hatte noch garnicht daran gedacht . . . Sie mußte doch einmal darauf achten. —

Wilde Rosen! . . .

Sie hatte den ganzen Garten voll der seltensten Edelrosen in allen Farben, mit den schönsten, wohlklingendsten Namen. —

Und der schwere Duft zog durch die etwas nebelseuchte Morgenluft. Aber das war ihr etwas so Altes . . . immer daselbe — so langweilig . . .

Ihre Finger hatten mechanisch an der Rose gezupft, die ihr Gatte beim Fortgehen noch so galant für sie abgeschnitten hatte.

In Gedanken hatte sie die arme schöne Rose völlig zerpfückt, und nun lag nur ein Häufchen blutroter Rosenblätter in ihrem Schoße auf dem weißwolligen Gewande, wie Blutstropfen im Schnee. —

Sie mußte ein bißchen spöttisch darüber lachen, wie herzlos sie mit der Blume umgegangen war . . . Dann nahm sie plötzlich all die Blätter und warf sie lachend in den Wind, daß sie nach allen Seiten lustig zerflatterten . . . und dann blickte sie ihnen mit träumerischen Augen nach, die schlanken weißen Hände lässig im Schoß gefaltet, den feinen Kopf mit den krausen blonden Haaren etwas nach vorn geneigt, und die Lippen, um die noch das Lächeln irte, halb geöffnet, als ob sie gespannt auf etwas lausche. — — —

## Lebensgemeinschaften.

von

Dr. Theodor Jaenisch.

(Fortsetzung.)

Nast noch sonderbarer als die beispielsweise geschilderten, gestalten sich die bis jetzt bekannten Lebensgemeinschaften zwischen Tieren und Pflanzen. Spielen sie auch keine so große Rolle im Welt Haushalte der Natur, wie etwa die der Flechten, so weisen sie andererseits die auffallendsten Anpassungen des einen Wesens an das andere auf, die wir kennen. Ich muß nun freilich von der Schilderung eines der merkwürdigsten hierher gehörigen Fälle, des die sogenannten „Ameisenpflanzen“ betreffenden, absehen; ich verweise, um Wiederholungen zu vermeiden, auf meinen eingangs schon erwähnten früheren Aufsatz. Dagegen erübrigt es mir noch, auf ein Genossenschaftsverhältnis einzugehen, das man, wie bei den Flechten, schon längst kannte, jedoch früher ganz anders gedeutet hat; welches aber auch eben darum der Einreihung in die bekannten Thatfachen ungememe Schwierigkeiten bereitet, die nun wie mit einem Schlage gehoben sind. Ich meine die Vergesellschaftung gewisser Wassertiere mit Algen: welche nicht wie bei dem Pilz der Flechte zwischendurch innerhalb ihrer Gewebe, sondern geradezu in ihrem Körper wohnen.

Bereits seit lange kennt man ein grün gefärbtes Tierchen, den Siebenarm oder Süßwasserpolyphen, dessen Grüne, ungleich der der Heuschrecken, Blattläuse und zahlloser anderer Tiere, auf derselben Grundlage beruht wie die der Pflanzen. Diese Grundlage besteht in dem Vorhandensein verdichteter Reinstoffkörnchen, deren Färbemittel ganz bestimmte stoffliche, kräftliche und lebensbedeutende Eigenschaften aufweisen, wie sie eben nur dem echten Laubgrün oder Pflanzengrün zukommen. Im übrigen gehört der Siebenarm zu

den bereits erwähnten Hohltieren, und gleicht einer Seerose im verkleinerten Maßstabe; hat aber keine Nesseläden. Sein ganzer Leib erreicht im zusammengezogenen Zustande nur etwa die Größe eines Stechnadelkopfes.

Die innenleibliche Untersuchung dieses auch sonst sehr merkwürdigen Tieres lehrt nun folgendes. Wie die aller Hohltiere, weist auch seine Leibeswand drei Hauptschichten auf: eine Außenschicht, das sogenannte Hautblatt (Ectoderm), eine festere, zur Stütze dienende Mittelschicht (Mittelblatt, Mesoderm) und eine innere, verdauende Darmschicht (Entoderm). Man macht sich die Sache am einfachsten klar, wenn man sich das ganze Tier aus drei Bechern zusammengesetzt denkt, welche genau ineinander passen, dabei miteinander verklebt sind, und deren jeder eine dieser Schichten bildet. Alle drei Becher bestehen aus Zellen, die mit den ihrer Sonderleistung entsprechenden Abänderungen nach dem Muster tierischer Zellen überhaupt gebaut sind. Die Zellen der Innenschicht sind es nun, die durch einen ihrer Inhaltsbestandteile, kleine, grüne Körnchen nämlich, eine auffallende Abweichung von der im Tierreiche herrschenden Regel aufweisen. Sie stimmen dadurch mit bestimmten pflanzlichen Zellen überein; denn auch diese sind nur in bestimmten Schichten des Pflanzenkörpers vorhanden.

Selbst äußerlich vollständig grüne Pflanzenteile erscheinen unter dem Schaugrohr nicht gleichmäßig grün, und auch nicht von gleichmäßig grünen Zellen durchsetzt; sondern es sind bestimmte Schichten grüner Zellen vorhanden, während das übrige farblos oder andersfarbig ist. Was von den grünen Zellen nach außen zu liegt, ist jedoch stets durchscheinend; so daß das Licht ungehindert zu ihnen durchdringen kann. Das Gleiche gilt aber von den Grünzellen selber. Auch sie sind der Hauptsache nach farblos, nur ist ihre schleimige Inhaltsmasse von dichteren, laubgrünen Körnern in regelmäßiger Anordnung durchsetzt. Diese sind es, denen allein die Fähigkeit der Kohlenäurezerlegung im Lichte innewohnt; und um ihrer Aufgabe genügen zu können, wandern sie sogar, und verändern Standort und Aufstellung je nach der Stärke des Lichtes.

Der Grünstoff, den sie gebunden enthalten, ist selbstverständlich in Wasser unlöslich; denn sonst müßte er sich, bei der Wasserhaltigkeit des ganzen Pflanzengewebes, in kurzer Zeit gleichmäßig ausbreiten, wie er dies zum Beispiel thut, wenn man ihn durch Weingeist auszieht; wobei sich die Pflanzen nach kurzer Zeit entfärben, während der Weingeist die grüne Farbe aufnimmt. Im Wasser thun sie dies nicht; sonst würden sie überhaupt im feuchten Zustande jederzeit abfärben, und aller Regen müßte grün von den Baumblättern abtropfen. Noch durch viele andere Sondereigenschaften zeichnet sich der Grünstoff der Pflanzen aus; und alle diese hat der Grünstoff des Siebenarmes mit ihm gemein. Es ist ganz zweifellos derselbe Stoff; und man hat deshalb lange Zeit angenommen, der Siebenarm sei im Stande, im Verlaufe seines tierischen Stoffwechsels echtes Pflanzengrün zu bilden; was ein so unerhörter Fall war, daß er immer wieder neue Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtungen erregte. Diese wurden erst dann endgültig beseitigt, als man in neuester Zeit erkannte, daß die grünen Körnchen in den Darmschichtzellen des Siebenarms auch dieselbe lebenswerkliche Leistung erfüllten, wie die Laubgrünzellen der Pflanzenblätter; daß sie Kohlenäure zerlegten, Stärke bildeten und Sauerstoff ausschieden.\*

\* Man hat dieses Letztere mit Hilfe eines äußerst sinnreichen, von Cienfowsky erdachten Verfahrens erkannt, welches dem menschlichen Forschergeist alle Ehre macht. Der Beweis war schwer zu führen, weil es darauf ankam, den Sauerstoff da nachzuweisen, wo er entsteht. Er ist nun aber mit Hilfe dieser sogenannten „Bakterienmethode“ gelungen. Gewisse Bakterien sind äußerst empfindlich für Sauerstoff; sie führen gewisse schwärmende Bewegungen nur bei seiner Gegenwart aus, und drängen sich da zusammen, wo sie den meisten Sauerstoff finden. Eine Bakterien enthaltende Flüssigkeit kann daher als sicheres Kennzeichen nicht bloß für die Anwesenheit, sondern auch für die Verteilung des Sauerstoffs an bestimmten Stellen dienen; indem sie sich an diesen sofort in Menge ansammelt. — Die Anwesenheit der Stärke ist sehr leicht mittels Jods nachzuweisen; durch dessen Hinzutreten sie blau wird.

Hierdurch war die Übereinstimmung der Stoffe zwar festgestellt, aber noch nicht erklärt; denn nun war es sicher, daß man ein echtes Tier mit zum Teil unzweifelhaft pflanzlichem Stoffwechsel vor sich habe: ein Tier, welches organische Nahrung aus unorganischen Bestandteilen aufbauen könne. Da es wurde sogar bewiesen, daß der Siebenarm zu den Vorteilen dieser Ernährungsweise auch deren Nachteile mit in den Kauf habe nehmen müssen. Denn das Laubgrün macht die grünen Pflanzen unabhängig von der übrigen Lebewelt, dafür aber abhängig vom Licht; und so geht es auch dem Siebenarm. Auch er kann die Annehmlichkeiten seiner leiblichen Lebensausrüstung nur bei Licht genießen. Oskar Hertwig nahm zwei gleich große, luftdicht verschließbare Gefäße, füllte sie mit Wasser, und setzte in jedes eine Anzahl Siebenarme aus. Er stellte dann das eine Gefäß ans Licht, das andere brachte er in völlige Dunkelheit. Die Luft zum Atmen, die in dem Wasser vorrätig war, war von beiden Abteilungen der Tiere bald verbraucht. Aber die, die im Lichte standen, erhielten Sauerstoff genug von den Grünkörnern ihrer Darmschichtzellen her; denn diese konnten arbeiten. In dem andern Gefäße hatten sie ihre Thätigkeit einstellen müssen; sie konnten keine Kohlenäure zerlegen, und keinen Sauerstoff liefern. Als daher der vorhandene Sauerstoffvorrat verbraucht war, war diesen Tieren die Möglichkeit, weiter zu atmen, abgeschnitten. Sie erstickten.

Inzwischen hat sich der wahre Sachverhalt bezüglich dieses Falles herausgestellt.

Es ist Hertwig gelungen, festzustellen, daß die Grünkörner, so klein sie sind, eine besondere Hülle besitzen; und zwar eine solche aus Zellstoff (Zellwandstoff). Auch dies ist ein Kennzeichen pflanzlicher Artung; im Tierleibe kommt Zellstoff nur bei einer einzigen Gruppe (den Manteltieren) vor.\* Sie ist aber zugleich ein Beweisstück, daß die Körnchen trotz ihrer ungewöhnlichen Kleinheit auf den Gliedwert einer, und zwar einer pflanzlichen, Zelle Anspruch erheben können. Eine Zellstoffhülle besitzen nur pflanzliche Zellen; die tierische Zelle entbehrt einer solchen, und ist gerade darum schmiegsamer und beweglicher; wie es der Wesenheit der Tiere angemessen ist. Aber nicht bloß die Hülle; auch den Kern hat man aufgefunden, den jede Zelle, solange sie noch ein selbständiges Leben führt, also jedenfalls in irgend einem Zeitabschnitt ihres Lebens, als wichtigsten Bestandteil ihres Keimstoffs besitzt; und ebenso war schon seit länger beobachtet worden, daß sich die Körnchen, wie Zellen, in Hälften, in Viertel, in Achtel teilen, und sich derart vermehren; indem die Teilstücke wieder einzeln zur Größe des Ganzen heranwachsen. Zum Ueberflus erfolgt diese Teilung, welche ja einen Lebenszustand unbedingt voraussetzt, auch noch, wenn der übrige Körper des Siebenarms abstirbt. Alle anderen Gewebe seines Leibes verweisen dann, zerfallen durch Fäulnis und gehen zu Grunde; die Grünkörner allein bleiben unzerstört und leben für sich weiter. Ein solches Verhalten ist nur denkbar, wenn sie selbständige Wesen sind.

Sind sie dies aber, dann können es auch nur Algen sein. Nur auf Algen, und zwar auf die einfachsten, einzelligen Formen, passen alle Merkmale, die man an ihnen wahrnimmt.

\* Nachdem diese Zeilen bereits zum Druck gegeben waren, wird es bekannt, daß dieses Merkmal auch in seiner Einschränkung (hinichtlich der Manteltiere) nicht Stich hält. Hermann Ambrom, Professor der Botanik zu Leipzig, hat bei Gelegenheit eines Aufenthaltes auf der Zoologischen Seewarte zu Neapel die Entdeckung gemacht, daß der Zellstoff eine weit allgemeinere Verbreitung im Tierreiche, als bisher bekannt war, aufweist. Besonders gilt dies von den Gliedertieren: Ambrom fand ihn im Panzer und in den Sehnen des Hummers und zahlreicher anderer Krustler; auch im Leibesgerüste der Krabe und Spinnen; sowie bei den Tausendfüßern. Unter den Weichtieren fand er ihn besonders bei Tintenfischen auf; und zwar in deren Rücken- und Mantelkapseln, die unter dem Namen „Ossa Sepiae“ oder „Sepienkapseln“ im Handel bekannt sind. — Eine Scheidewand nach der anderen fällt. Wird man noch immer ängstlich nach Trennungsmarkmalen suchen, die sich immer wieder als Brücken erweisen? Viel wahrscheinlicher wird es doch, daß da, wo wir keine Brücken mehr finden, die Natur sie nur abgebrochen hat!

Zwei Umstände waren es, die ihre richtige Erkennung lange Zeit verhindert hatten: ihre ungewöhnliche Kleinheit, und ihr Vorkommen innerhalb anderer Zellen. Wo wir sonst Ernährungsgemeinschaften kennen, versteht sich wohl Gewebe mit Gewebe; aber Zelle bleibt von Zelle geschieden. Das hiervon abweichende Verhalten war zu unerwartet gewesen, um gleich richtig erkannt und gedeutet zu werden; inzwischen aber ist es nicht vereinzelt geblieben.

Was vom Siebenarm des Süßwassers gilt, das haben die Brüder Hertwig gleicherweise für eine ganze Anzahl im Meere lebender Scerojen, der mit dem Einsiedlerkrebs zusammenlebenden verwandt, festgestellt. Auch hier lebt Zelle in Zelle; auch hier ist es die Darmschicht, die allein von den fremden Einwohnern besetzt ist. Auch hier gehen die Tiere zu Grunde, wenn man ihren winzigen Genossen das Licht nimmt, und ihnen selbst die Atmung beschränkt. Auch hier leben die Algen fort; wochen-, ja monatelang, wenn ihre Herbergegeber gestorben sind; vorausgesetzt, daß sie selbst nur Licht haben. Auch hier machen sie Teilungen durch; wachsen und vermehren sich; und eine Hülle und einen Kern, Stärkebildung und Sauerstoffausscheidung zeigen sie auch.

Nur sind hier die Algen gelb. Aber auf die Farbe, das heißt auf die eigentümliche Art der Erregung, die das von dem Farbstoff zurückgeworfene Licht auf die Netzhaut unseres Auges ausübt, kommt es nicht an. Hier handelt es sich nur um die Eigenschaften, die im Verlaufe des tierischen und pflanzlichen Stoffwechsels beider Teile in ihrer gegenseitigen Einwirkung zu Tage treten: auf die lebensbedeutende Leistung. Diese ist aber auch bei den gelben Algen dieselbe wie bei den Grünzellen des Pflanzenreiches; der Silbstoff, das Tanggelb (Phyloxanthin) ist nur eine Abänderung des Laubgrüns (Chlorophylls). Auch das Tanggelb vermag im Lichte Kohlenstoff zu zersetzen, den Kohlenstoff daraus unter Bildung von Stärke aufzunehmen, und den Sauerstoff wieder auszuscheiden. Dieser Silbstoff ist auch nicht die einzige derartige Abänderung; im Bereiche der niederen Pflanzen giebt es noch eine Anzahl ähnlicher Stoffe, die Gleiches leisten: das Tangrot der Rottange (Florideen), das Tangbraun der Brauntange, wie des bekannten gemeinen Blasentangs, und andere, gehören hierher.

Dem Gesagten entsprechend stellt sich die Verbreitung der Silbkalgen oder Silbzellen, soweit sie an der Berggesellschaft mit den Scerojen der verschiedenen Arten teilnehmen. Denn nur in solchen kommen sie vor, deren Leibesmasse glasig, oder doch wenigstens zum Teile lichtdurchlässig — durchsichtig oder durchscheinend — ist. Nur in solchen kann ja das Licht bis zu ihnen gelangen, und sie zur Bethätigung der in ihnen ruhenden stofflichen Wirkfähigkeit anregen. Ist die Hautschicht von dunklerer Färbung, so gelangen die Lichtstrahlen nicht bis zum Darmblatt; wären also dort auch Algen eingeschlossen, so müßten sie bald aus Lichtmangel zu Grunde gehen; sie könnten weder selbst sich genügend ernähren, noch ihren Wirten, in deren Schutz sie leben, etwas leisten. Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung hat Hertwig geführt, indem er feststellte, daß Scerojen, welche zum größten Teile durchscheinend, an gewissen Stellen aber purpurn gefleckt waren, an diesen keine, sonst aber zahlreiche Silblinge in ihrer Darmschicht enthielten.

Ähnliche Silbförner, wie bei den Scerojen, waren schon früher bei Stralungen (Qualstern, „Radiolarien“) als häufiges Vorkommnis bekannt gewesen; ja hier ist ihr Zellwert nach den neueren Entdeckungen womöglich noch zweifelloser, weil sie nicht in anderen Zellen, sondern nur innerhalb der Gallert-hülle erscheinen, die diese, zu den Wurzelfüßern gehörigen, Kleintierchen um sich herum, und durch die Öffnungen ihres zierlichen Kieselgerüsts hindurch, ausscheiden. Der wesentliche Sachverhalt ist der gleiche; die Silblinge finden Schutz und passende Wohnung, auch ausgeatmete Kohlenstoff aus erster Hand im Körper ihres Wirtes, und liefern ihm dafür Sauerstoff zur Atmung, und ihren eigenen Überschuss an Stärke zur Nahrung. — Im übrigen ist auch hier der versuchsliche Beweis

gelingen, daß die Silblinge fremde Bestandteile sind; denn züchtet man die Stralung in gefiltertem Wasser, so bleibt die Vererbung aus. Es geht daraus hervor, daß sie erst von außen her, aus im Wasser vorhandenen Keimen entstammend, in den Körper der Stralung einwandern.\* — Auch zwischen Algen und Meereschwämmen sind bereits ähnliche Lebensgemeinschaften beobachtet worden; und neuerdings hat Weber eine ebensolche zwischen einer höheren Alge (Trentepohlia spongophila) und einem Süßwasserschwamm entdeckt, der in dem See von Manindschau auf Sumatra vorkommt.

\* In den zuletzt betrachteten Fällen ist es das Tier, das die Herberge bietet; die Pflanze, als die kleinere, genießt des Schutzes und zeigt sich erkenntlich dafür. Aber auch das Umgekehrte kommt vor. Ich müßte hier vor allem wieder auf die Ameisenpflanzen verweisen; stellen sie doch sozuzunehmen lebende Ameisenneuter vor, indem sie Kost und Wohnung zugleich liefern; die Kostgänger und Einwohner aber bilden dafür ein stets kriegsbereites Heer, das seine Heimstätten vor Ausrottung schützt. Wieder anders ist das Verhältnis zwischen gewissen Lebermoosen und Nädertierchen; welches sich noch genauer den algenbesiedelten Tieren gegenüberstellen läßt; und das uns Kerner von Marikau schildert. Auch hier sind die Tierchen die ersten Empfänger; die Pflanze giebt Wohnung und Schutz, und sie zeigen sich dankbar; doch nicht durch Verteidigung mit den Waffen, sondern durch Versorgung mit Nahrung. Wir haben hier also die genaue Umkehrung des Verhältnisses zwischen den Magenactieren, und den Grün- oder Silbkalgen. Es verhält sich damit folgendermaßen.

Die Lebermoose sind grüne, meist lagerleibige Pflanzen; das heißt solche, deren Körper zu wenig gegliedert ist, um auf den Formwert eines, sich in Stengelgebilde und Blätter sondernden, Sprosses Anspruch erheben zu können; ihr Laubkörper breitet sich meist flächenförmig, lappenartig aus, und sendet bloße Saugfäden in die Unterlage, auf der sie wachsen. Nur an stets feuchten Stellen können sie gedeihen. Es giebt aber unter ihnen eine Anzahl, die man stets an Baumstämmen findet. Dann schmiegelt sich ihr Körper der Rinde dicht an; die Ritze der Rinde müssen halt, und das Kieselwasser, das bei Regen herabrinnt, muß Feuchtigkeit und Nahrungssalze liefern. Zum Auffangen des kostbaren Nasses, und zum Aufspeichern desselben für schlechtere Zeiten, hat eine Art auf ihrer Unterseite eigene, lappenförmige Vertiefungen ausgebildet, die als winzige Sammelbeden dienen. In diesen findet man nun stets Nädertierchen.

Die Nädertierchen sind glashelle, kleine, trotz ihrer Kleinheit aber nicht mehr auf der niedrigsten leiblichen Gliederungsstufe stehende Wesen, welche sich durch ein sogenanntes Wimper-Kadwert auszeichnen und die man als den Wärmern zunächststehend betrachtet. Sie werden etwa höchstens einen halben Millimeter lang und nähren sich von noch kleineren Vertretern des tierischen Lebens: von Aufgühtierchen, Kleinalgen, Keimzellen, Blütenstaubförmern und dergleichen mehr; alles derartige wird ihnen mit dem Anflugsstaube der Luft, der sich an der Baumrinde festsetzt und mit dem Regenwasser herabgewaschen wird, zugeführt. Auffallend sind die hohen Grade der Austrocknung, die sie ertragen können, ohne Schaden zu nehmen; ihr Leben steht dann still, gleichwie sich die lebendige Kraft eines fallenden Steines in Gewand verwandelt, sobald eine feste Unterlage das Weiterfallen verhindert; aber es erwacht wieder, wenn sie Feuchtigkeit finden, und sei es nach Jahren; ähnlich dem der Flechten. Gaben sich nun solche Nädertierchen in den Wasserlappen der rindendwöhnenden Lebermoose angesiedelt, so finden sie dort stets einen gedeckten Tisch; sie leben, pflanzen sich fort, und sterben. So lange sie leben, erfüllen sie das Wasser zum Teile mit ihren flüssigen Ausscheidungen; ihr ihre Zeit um, so verweist und verflüssigt ihr ganzer Körper. Das Ergebnis ist in allen Fällen ein stickstoffhaltiger Dünger, welcher der herbergewährenden Pflanze zu gute kommt, und zu ihrem Gedeihen wesentlich beiträgt.

(Schluß folgt.)

## Ola Hanssons Schriften.

Von  
F. H.

Die Leser dieses Blattes haben früher als die meisten andern deutschen Leser den fremdartigen Namen Ola Hansson kennen gelernt; gleich in den ersten Nummern dieser Zeitschrift erschienen einige seiner „Gedichte in Prosa,“ und hatten bei den vielen schriftstellersnden und den wenigen übrigen Menschen gleiches Glück. Das erste Zeichen des Erfolges war, daß die Redaktion allerlei Anfragen über die Persönlichkeit des Dichters zu beantworten hatte. Wir wußten aber selbst nicht mehr, als daß Ola Hansson ein junger Mann sei, ein Mann

also, was auch seine Gedichte in Prosa verrieten, während der Taufname für deutsche Ehren entschieden etwas Feminines hatte, wie Ola Hansson sagen würde. In dem Tage, an welchem dem jungen Dichter der Bürfenabzug dieser ersten Beiträge zugeht, vermählte er sich übrigens mit seiner Übersetzerin, der Deutschrussin L. Marholm. Seine Verbindung mit Deutschland war damit doppelt hergestellt, und im Frühjahr hatten wir die Freude, den jungen Schweden mit seiner Gattin in Berlin zu begrüßen. Der Frau Hansson ist der geistreiche Schriftsteller sofort anzumerken; ihr schwedischer Gatte ist still, zurückhaltend, scheint nicht zu beobachten, spricht wenig oder gar nicht über Verleger und Redakteure, wird also wohl ein Dichter sein. Eines aber mußte an ihm besonders auffallen. Ohne die deutsche Sprache mit Sicherheit zu beherrschen, ja, eigentlich im Begriffe, sie erst recht zu lernen, war er mit der jüngsten deutschen Geistesbewegung innig vertraut. Der Skandinavier stand wie ein Abtrünniger derjenigen Schule seiner Heimat gegenüber, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts wie eine Gewitterwolke vom Norden gekommen war und sich mit den Gewittern aus Frankreich und Rußland gerade über Deutschland vereinigt hatte, um hier im ganzen und großen lustreinigend zu wirken, freilich auch unter furchtbarem Spektakel unfruchtbarer Wassermassen über schöne Gefilde niederzugießen. Diese ganze Schule, welche sich für den Norden in Ibsen verkörpert, wird trotz aller Symbolik, welche diese Dichter mitunter in Bewegung setzen, doch dereinst um ihrer Nüchternheit willen überwunden werden müssen. Alle diese Dichtung grenzt an Wissenschaft. Das war am Ausgange der romantischen Zeit und im Kampfe mit der geschminkten Modedichtung unserer Tage notwendig und ist noch für lange Zeit recht erwünscht. Es ist eine Poesie in Waffen, mit dem ganzen Rüstzeug moderner Kenntnisse ausgestattet. Neben dieser Kampfpoesie, welche mit ihren cynischen Wahrheiten die hergebrachte Lüge langsam verdrängt, hat dasjenige kaum Platz, was dereinst an die Stelle treten muß, wenn die Poesie wieder abgerüstet haben wird. Echte Poesie war immer ein wenig mit echter Mystik vermischt. Dieser wird die nüchterne Wissenschaftlichkeit wieder Platz machen, wenn ihre Aufgabe erfüllt sein wird. So wenig das Magazingewehr Selbstwech der Technik ist, so wenig ist der Cynismus das letzte Wort der Poesie. Und ich fürchte, die Abrüstung der litterarischen Welt wird früher vollendet sein als die Abrüstung der europäischen Staaten.

Zu den wenigen Dichtern, welche inmitten des gegenwärtigen Kampfes und trotzdem sie auf der äußersten Linken stehen, den Sinn für Mystik und friedliches Behagen der Darstellung bewahrt haben, gehört Ola Hansson. Er verdankt diesen Vorzug gewiß zuerst seiner guten Natur; dann aber auch ebenso gewiß seinem Lieblingsphilosophen Friedrich Nietzsche, der mit seinen genialen Gedankenblitzen unsere Gegenwart mitunter so grell beleuchtet, daß wir in ihren litterarischen Kämpfen nicht mehr einseitig Partei ergreifen können. Wer mit Nietzsche denken gelernt hat, der steht auch in ästhetischen Dingen jenseits von Gut und Böse. Da Ola Hansson jedoch seine ganze Entwicklung unter dem Einflusse von Ibsen und weiter von Georg Brandes durchlebt hat, so ist er in seinem Schaffen noch nicht auf der Höhe seines Denkens angelangt. In seinen kleinen Novellen übertrifft er die Halbwissenschaftlichkeit der Kampfpoesie nur darin, daß er sie zu übertrumpfen sucht; und in seinem Denken sucht er die Brücke zwischen Mystik und dieser Art von Dichtung in dem verhängnisvollen italienischen Psychologen Lombroso. Wir hoffen den verehrten Mitarbeiter uns nur fester zu verbinden, wenn wir auf diesen Irrtum, der leider in der Luft zu liegen scheint, aufmerksam machen.

## I.

Friedrich Nietzsche\* ist der unglückliche Philosoph, der in Deutschland nur einer ganz kleinen Gemeinde bekannt ist, im

\* Friedrich Nietzsche. Seine Persönlichkeit und sein System. Von Ola Hansson. (Leipzig, Verlag von E. W. Frijsch.)

Auslande aber bereits viele junge Köpfe befruchtet hat. Nietzsche selbst, der mit fünfundsiebzehn Jahren schon seit Jahr und Tag schwer erkrankt ist und auf dessen Genesung kaum mehr gerechnet wird, hat sich eben vor der Welt in seine geliebte Einsamkeit zurückgezogen, in die stillste Einsamkeit, in die des Wahnsinns.

Auch Hansson vermischt an ihm das System. Ich lasse es dahingestellt, ob nicht das Wertvollste an jeder bisherigen Philosophie die Gedankenblitze waren, während der systematische Teil regelmäßig vom Nachfolger überwunden wurde. Wie dem auch sei, Hansson scheint mir in die Darstellung von Nietzsches Persönlichkeit selbst zu viel System zu bringen, wenn er zwei große Perioden in seiner Schriftstellerlaufbahn unterscheidet. Die Sache liegt doch wohl einfach so, daß Nietzsche zuerst recht unselbständig Variationen über die Ideale von Schopenhauer und Wagner schrieb, dann aber plötzlich das Gängelband von sich warf, Richard Wagner mit blutiger Ironie verleugnete und von Schopenhauer nichts mehr hoch hielt und nachahmte als die Meisterschaft der Sprachenbehandlung. Infolgedessen sind die einzigen zusammenhängenden Schriften Nietzsches objektiv Schülerarbeiten und subjektiv von ihm selbst preisgegeben, also für uns durchaus belanglos. Wir haben uns allein an seine Aphorismen zu halten und uns vor allem zu hüten, diese wieder in ein System zu zwingen.

Die Schrift von Ola Hansson hat nun das große Verdienst, daß sie uns zwar auf dem Titelblatt ein System verspricht, dann aber trotz allem bösen Willen, Ordnung in das ungeordnete Wesen zu bringen, im wesentlichen nichts anderes ist als ein Überblick über Nietzsches wichtigste Gedanken, — für den eigenen Gebrauch des Verfassers, möchte man fast sagen. Und da der Dichter, wenn er für sich selber arbeitet, sich einen Gedanken nur klar machen will, während er oft den andern etwas weiß macht, gerade wenn er für die andern zu schreiben vorgibt, so ist ein solcher Ideenatzug nützlich.

Mit den metaphysischen Arbeiten Nietzsches, welche mit der Zeit seines Wagnertums zusammenfallen, weiß Hansson begreiflicherweise nicht viel anzufangen. Der Dichter kann sich von einem Philosophen anregen lassen, wenn er unmittelbar mit ihm in geistigen Verkehr tritt; was aber Nietzsche damals bot, war teils eine Verdünnung, teils eine gequälte Fortführung Schopenhauerischer Begriffe, welche durch Mischung mit nebelhaften Wagnerischen Sprachgebilden nicht anschaulicher wurde.

Was bei Nietzsche auf seine Genesung von Wagner folgte, das erst erregt mit Recht das Entzücken des jungen Skandinaviens. Mit der Bilderpracht, welche ihm auch in seinen Gedichten zu Gebote steht, feiert Hansson den Glanz des Geistes, den er entscheidend auf sich wirken ließ. „Der Mann, der uns jetzt gegenübersteht, hat tiefe Leidensfurchen in den Zügen, selbst der Glanz seines Lächens ist kalt wie blanker Stahl, und in dem durchdringenden Blicke seiner Augen verrieth sich die Forscherlust, deren Rücksichtslosigkeit viel von Grausamkeit an sich hat. Er nimmt das Gezieler des unbewußten Seelenlebens unter sein Mikroskop, er spiegt es auf an der Spitze seiner Gedanken, wie der Entomologe die Insekten auf seine Nadeln. — Jeder kleinste Satz von seiner Hand hat ein unvergleichlich frisches Aroma, eine Freiluftstimmung von Morgen- und jungem Grün.“

Nietzsche selbst ist so sehr Dichter, daß es den Genossen wie der Ton einer gleichgestimmten Saite berühren mochte. Das abstrakte Denken Nietzsches jedoch erst, worauf es seinem Bewunderer wohl am meisten ankam, soll den Dichter der Zukunft befruchten. „Die von Nietzsche verkündeten Grundideen gehören zu denen, die auf allen Gebieten von Leben und Kultur aufgestellt werden können; — huldigt ihnen der Dichter, so müssen sie eine ganz neue Litteratur aus ganz neuen Voraussetzungen schaffen.“ Hier treffen wir auf den Punkt, in welchem Hansson theoretisch so sehr irrt, daß er auch in der dichterischen Praxis auf einen Abweg geraten mußte.

Die Geistesthaten Nietzsches gehören nämlich vorwiegend

in das erkenntnistheoretische Gebiet; wenn er die „Umwertung aller Werte“ vorzunehmen verspricht und die alte Moral in eine Herrenmoral und in eine Sklavenmoral scheidet, wenn er in erster Linie die Begriffe „gut“ und „böse“ in ihrer alten Bedeutung nicht mehr gelten läßt, so treibt er dabei hauptsächlich Sprachphilosophie. Er deckt zuerst die Wertlosigkeit dieser Begriffe in ihrer heutigen Anwendung auf und giebt dann eine geistreiche Erklärung für die historische Entwicklung dieser Wortwerte. Für denjenigen, der sich von Nietzsche überzeugen ließ, sind damit die Worte „gut“ und „böse“ aus dem allgemein verständlichen Sprachschatz ausgelöscht; der Dichter aber ist auf die gemeine Sprache, auf das Verständigungsmittel des ganzen Volkes, angewiesen, er kann aus der geheimen Philosophensprache keine Menschen bilden.

Nun glaubt Hansson aber, daß die erkenntnistheoretische That Nietzsches in ihrer Bedeutung zusammenfalle mit den Untersuchungen Lombroso's, der den Unterschied zwischen dem Normalmenschen und der oft genialischen Verbrechernatur aufgestellt hat, und der den Wert von „gut“ und „böse“ dadurch zu tilgen versuchte, daß er — gestützt auf die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens — dem Sünder die Verantwortung für seine Thaten nahm. Aber Nietzsche und Lombroso sind wenig mit einander verwandt. Nietzsche nimmt den ethischen Begriffen kurzweg ihre alte Bedeutung; Lombroso läßt die Bedeutung bestehen und predigt nur Mitleid mit dem unschuldigen bösen Menschen. Nietzsche ist hart und aristokratisch, Lombroso weich und demokratisch. Nietzsche fordert eine neue fürchterliche Herrenmoral, Lombroso bildet die Sklavenmoral weiter. Lombroso steht auf dem Boden des Christentums, wenn er auch nicht gläubig ist; Nietzsche ist der neueste Antichrist.

Ola Hansson aber wirft die Lehren der beiden zusammen und schreibt fast im Dienste der neuen Gedanken sein Buch „Parias“.

## Frauenzimmergedanken

über die Natürlichkeit unseres Lebens, unserer Bücher und unserer Theaterstücke.

Die naturalistische Litteratur selbst hat es auf dem Gewissen, daß eine Frau es wagt, ihre Stimme in dem Streite der Parteien zu erheben.

Jeder Mann, wes Berufs er sei, ob Gelehrter, Advokat, Arzt oder Staatsmann, ist in seinem Privatleben — Mensch. Unsere Schuld ist es nicht, daß wir ihn nicht im Hörsaal, im Parlament, in der Klinik als seinesgleichen gegenüberstehen; daß wir ihn nie in seiner beruflichen, stets nur in seiner menschlichen Gestalt kennen lernen. Und daß ihm in diesen verschiedenen Lebenslagen zwei ganz verschiedene Seelen innewohnen. In seinem Beruf verdammt er die eiteln, launenhaften, leichtsinnigen, unnatürlichen Frauen, — als Mensch umwirbt er sie, vorausgesetzt, daß sie hübsch und jung sind, und ein gewisses Etwas haben, das zu den Sinnen spricht. An der eigenen Frau sucht er andere Eigenschaften. Sie soll sanft, häuslich, bescheiden sein. Vielleicht als Schutz gegen das Begehren anderer — vielleicht um der Entschuldigung halber, wenn der Gatte anderswo sucht, was er zu Hause nicht findet. Wenn es dafür einer Entschuldigung überhaupt bedarf! Durch das gesamte Männergeschlecht geht in diesem Punkte ein geheimes Einverständnis. Den Vater ausgenommen, der des Sohnes Gesundheit und Zukunft bedrohende Verirrungen strenger verurteilt als die Mutter, hat ein Mann nie ein verdammendes Urteil für die Liebesabenteuer seines Nebenmenschen. Der Gewissenhafteste, dessen beruflicher Ehrenschild klar wie Gold, betrügt ohne Gewissensbisse

ein vertrauendes Mädchen, — der Weichherzigste, vielleicht berufen die Thränen der Waisen und Witwen zu trocknen, zerschneidet durch seine Untreue das Herz seiner Frau mit tausend Dolchen. — „Wir sind nun einmal so, die Natur hat uns so geschaffen.“ — Und hundertfach wiederhallt das Echo dieser Worte in der naturalistischen Litteratur mit ihren menschlichen Dokumenten. Sie ist wie ein Triumphgefang der männlichen Übermacht und ihre Verherrlichung. — Alles, was man sonst sich scheute auszusprechen, wird auf offenem Markt verkündet, — die schamloseste Offenheit als Sieg der Wahrheit gepriesen, dem Instinkt, der Sinnlichkeit werden Altäre gebaut. Und wagt es ein Leser, ein Kritiker, der es noch mit der heimlichen Sünde hält, dieses allzuöffentliche Verfahren zu tabeln, — welcher Zorn im Lager der Angegriffenen. Alle Geschätze der Wissenschaft und Philosophie werden aufgefahren, um die bedrohte Lebens- und Schreibfreiheit zu verteidigen. Da müssen alle großen Geister herhalten, vor allem immer Goethe, dieser Riese an Poesie und Sinnlichkeit. Es wird bewiesen, daß unsterbliche Werke und Liederlichkeit denselben Nervencentren entspringen, und zügellose Sinnlichkeit ein Vorrecht bevorzugter Gehirne sei. Schade nur, daß jeder beliebige Hausrecht dieses Vorrecht teilt. Daß also, wenn es Liederlichkeit ohne Genialität giebt, Genialität ohne Liederlichkeit vielleicht auch denkbar wäre — das ist natürlich gegen alle Wissenschaft und Philosophie — das ist nur so ein dummer Frauengedanke.

Die weiblichen Leser werden in diesem Kampfe kurz abgefertigt. „Litteratur wird nicht für Bäckische und Mädchenpensionate geschrieben.“ Mit Verlaub — sie wird aber da gelesen, wenn auch heimlich. Und auch einem reiferen Lebensalter dürfte sie nicht ungefährlich sein. Ein unreines Buch oder Theaterstück wird auf die meisten Frauen wirken wie Mephistos Schmuck auf Gretchen, — es bereitet sie zur Sünde vor. Es giebt eine Klasse von Frauen, Künstlerinnen und Damen der guten und besten Gesellschaft, deren Wert durch die Sünde nicht verringert, sondern noch erhöht wird, — für die große Mehrheit der Frauen jedoch ist die Überreizung der Sinne eine Gefahr. Denn auch das Weib ist sündlich. Auch das ist ein Naturgesetz, das durch keine Frauenbefreiung aus der Welt zu schaffen ist. Mag man durch bessere Lohnverhältnisse Tausende armer Geschöpfe davor bewahren, sich aus Not zu verkaufen, — mag man Bemittelteren durch eine verwendbare Bildung denselben Dienst erweisen, — und Gott weiß welcher Segen daraus erwächse, — die „natürliche Frauenfrage“ wird darum immer die gleiche bleiben. Jedes Mädchen, auch das wohlhabende und selbständige, sehnt sich die Freuden der Liebe zu genießen, die Eigenschaften kennen zu lernen, die sich nur in der Hingabe, in dem Verkehr mit dem Manne entwickeln. Mit dem Manne, denn dem sittlich gefunden Weibe genügt ein Mann, der ihre. Er genügt ihr nicht nur, sie kann sich keinen andern an seine Stelle denken. Was ihr mit ihm eine Wonne, wäre ihr mit einem andern ein Greuel. Das ist unanfechtbar. Tausende von Frauen können es bestätigen. Wenn die Bücher das Gegenteil behaupten, so ist dem Verfasser der eigene Wunsch — Gedanke, oder er hat an sittlich Kranken seine Studien gemacht. Daß die Zahl derselben wächst — wer wollte es leugnen. Und sicher ist die naturalistische Litteratur mit Schuld daran. Im Vereine mit der übertriebenen Gefelligkeit. Dieser unaufrichtige Verkehr der Geschlechter bei Musik, Theaterpiel, Tanz und Gelage, dieses Entschleiern von Körper und Seele. Denn wovon wird in den Gesellschaften am meisten gesprochen? Von den neuesten „psychologischen“ Büchern und Theaterstücken. Das erste Werk dieser Art liest die Frau zögernd. Sie sieht errötend die Scheidewand fallen, die ihr innerstes Leben, oft vor ihr selber, verdeckte. Hat sie sich erst soweit abgehärtet, daß sie sich mit einem Fremden darüber unterhalten kann, dann hat sie von der sittlichen Gesundheit, deren Hauptsymptom die Schamhaftigkeit ist, schon viel eingebüßt. Das gilt von den schlechten Büchern. Und oft noch mehr von den soge-

nannten guten. Niemand wird Tolstoi der Unreinheit zeihen. Er ist einer von den Seelenärzten, die sich nicht scheuen, die stinkendsten Kräuter zu pflücken, um eine heilsame Medizin daraus zu brauen. Die Ehelosigkeit scheint ihm so ein Allheilmittel. Zur Ehelosigkeit will er in seiner merkwürdigen, traurigen, abscheulichen „Kreuzerfonate“ aufreizen. Was wird er damit erreichen? Ehelos, mit und ohne Standesbeamten, werden die Menschen nicht bleiben. Es werden also nur die bereits Verheirateten gegen die Ehe aufgereizt. Sie sehen plötzlich klar über viele Warum's und Weshalb's, unter denen sie gelebt. Werden sie durch diese Erleuchtung glücklicher? Wenn irgendwo, ist in der Ehe das Dunkel der grellen Wahrheit vorzuziehen. Was nützt namentlich der verheirateten Frau die Kenntnis von Verhältnissen, über die sie gar keine Macht hat. Nicht einmal für die Kindererziehung hat sie Wert. Denn eine kluge, gute Frau wird mit einer gewissen unschuldigen Blindheit ihren Sohn besser erziehen, als wenn sie im Stande ist, ihm in alle Schlupfwinkel seiner geschlechtlichen Verstecktheiten zu folgen. Und sie wird die Armen und Elenden hilfreich unterstützen, auch ohne ihre viehischen Laster haarfährig zu kennen. Und nun erst die Mädchen, diese Zwitterwesen von Verlangen und Entfagen, „für die die neue Litteratur nicht geschrieben,“ — sie saugen daraus das gefährlichste Gift. Sie verdanken ihr, wenn nichts Schlimmeres, die traurige Gabe einer befleckten Phantasie. Hat der unverheiratete Schriftsteller noch nie an das gedacht, was der Franzose *«cracher dans son verre»* nennt? Man verachtet die Romane unserer Mütter mit ihren edlen, von Vollkommenheit triefenden Helden und Heldinnen, der geschraubten Sprache, den unwahrscheinlichen Verwickelungen. Und doch haben sie weniger Schaden angerichtet als die Wahrheitsbücher mit ihren allzunatürlichen Vorgängen, die oft einem Wädelser durch den schlüpfrigsten Stellen.

„Welche engherzige Auffassung! Was sollten denn die Frauen dann überhaupt lesen?“ So wenig Romane als möglich, denke ich. In der Kindheit Märchen, später, in dem Alter, in dem noch das schwungvolle Wort über den Gedankenkern hinwegtäuscht, die Klassiker, natürlich selbst Faust und die Räuber. Und noch später ernste Werke, historische, kunst- und naturgeschichtliche. Auch giebt es gottlob noch immer Bücher, die wahr sind und nicht abscheulich, die das Leben schildern und nicht nur seinen Schmutz. Wenn die Frauen sich verbänden, nur solche zu lesen, und alle jene Bücher und Theaterstücke zu boycottisieren, vor welchen die Kritik in so verführerischer Weise warnt, — würde dann nicht die mangelnde Nachfrage das Angebot vermindern und die hochgehende Flut der Schmutz- — entschuldigen Sie — Wahrheitslitteratur zurückdämmen? Es ist ein Vorschlag zur Erreichung sittlicher Gesundheit, albern und kindisch im Vergleich zu Tolstois Bestrebungen. Halten Sie ihn für ebenso unausführbar? —\*

\* Jawohl. Trotzdem und trotz der Frauenzimmerlichkeit hat es uns getreut, die anregenden Gedanken abjudruden. D. Red.

## Kleine Kritik.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. 1890 und weiter. Erschienen 12 Bände kl. 8°. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.)

Mehr und mehr macht sich neuerdings das Bestreben bemerkbar, beim Betriebe der Wissenschaften eher, als es bisher geschehen, an die Eigenwerke der bahnbrechenden Geister heranzugehen, denen unsere

Erkenntnis nachhaltige Förderung verdankt. Wirklich sollte auch, wer nur auf irgend einem Gebiete über die ersten Anfangsgründe hinaus ist, dem alten Rate des Frankfurter Weisen folgen, und den Einblick in das Bedeutende und Schwierige gerade da suchen, wo er am klarsten zu erwarten ist: nämlich wo dieses, eigenem Nachdenken entspringen, sich unmittelbar, in statu nascendi, auch am nächstjüngsten darstellt, weil der Weg, auf dem es gefunden worden, klar vor Augen liegt. Statt dessen quälten sich die meisten angehenden Forscher jahrelang mit Leitfäden, Lehrbüchern und gedrängten Jahrhundertüberichten herum, um dann am Ende, meist erst durch ein glückliches Ungefähr, dahinter zu kommen, daß das alles weit einfacher und besser aus erster Quelle zu haben gewesen wäre, und eine Menge Zeit unnütz verschwendet ist. Besonders gilt dies von den älteren Wahrheiten, aus früheren Jahrhunderten; welche freilich auch im ursprünglichen Gewande weit schwerer zugänglich sind; jedoch auch die neueren sind meist in Akademiestchriften und dergleichen verstreut, welche nur auf großen Büchereien unter ebenjo großen Umständen zu erlangen sind. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß die obengenannte Verlagshandlung die Hand dazu geboten hat, diesem Mangel auf einem Gebiete, dem der exakten Wissenschaften, nachdrücklich abzuhefen, und Eigenabhandlungen von Männern wie Gauß, Weber, Bessel, Liebig, Laplace, Gay-Lussac u. a., ja Galileo Galilei, in Einzelausgaben oder Übersetzungen zu mäßigen Preisen in Umlauf zu bringen. Wer ein Bändchen zur Hand nimmt, wie Galileis „Unterredungen und mathematische Demonstrationen“ vom Jahre 1638, und dann sieht, wie sich dieser Stoff leicht gleich einem Romane, nur zufolge der Darstellungskunst eines großen Meisters, der wird nicht im Zweifel darüber sein, was hier geboten wird; und daß lehrbüchermäßig gedrängte Darstellung durchaus nicht Hand in Hand mit der Schnelligkeit des Verständnisses beim Leser geht, sondern eher im umgekehrten Verhältnisse dazu steht. Die in Rede stehende Sammlung steht unter der wissenschaftlichen Leitung Professor Ostwalds zu Leipzig; die Herausgebung der einzelnen Abhandlungen ist jeweilig Vertretern des betreffenden Faches anvertraut, und von diesen sind, abgesehen von der etwaigen Übersetzung, die Bändchen mit Anmerkungen versehen, welche, wo es notwendig ist, die heutige Stellungnahme der Wissenschaft zu den behandelten Fragen beleuchten. Unter den bisher erschienenen zwölf Bänden nennen wir, außer der erwähnten Schrift Galileis, die Abhandlungen zur Atomtheorie von Dalton und Wollaston (herausgegeben von Ostwald), Gay-Lussacs berühmte Abhandlung über das Tod (von demselben), Kant's Theorie des Himmels (Ebert), zwei Sachen, darunter die Flächentheorie, von Gauß (Herausgeber Wangerin), Helmholtz's Erhaltung der Kraft, Bessels Länge des einfachen Sekundependels (Bruns). In Vorbereitung sind zunächst noch Abhandlungen von Gauß, Liebig, Wöhler, Coulomb, Huyghens, Lavoisier, Laplace u. s. w., bis zur Nr. 20 der ganzen Sammlung. Auffallen muß es, daß neben der erwähnten Abhandlung von Helmholtz, welche Nr. 1 trägt, nicht Robert Mayer's auf den gleichen Stoff bezügliche Schrift steht. Hier wäre einmal Gelegenheit gewesen, die Verdienste beider Forscher, von denen die des einen wahrlich die des andern nicht schmälern, nebeneinander der wissenschaftlichen Welt zur unbefangenen Würdigung vorzulegen, und so auf die einwandsfreieste Weise ins richtige Licht zu rücken. Daß Helmholtz nicht etwa erst aus Mayer geschöpft hat, weiß man ohnedies; im übrigen sind aber dessen Erstlingsrechte jetzt doch längst, und darunter, wenn auch mit Einschränkungen, von Helmholtz selber anerkannt; einem Bedenken konnte daher die Einreichung Robert Mayer's, der für seine Entdeckungen bei Lebzeiten genug gelitten, und dem ja jetzt auch seine Vaterstadt ein Denkmal gestiftet hat, unter die „Klassiker“ der exakten Wissenschaften nicht unterliegen. Aufgehoben ist nicht aufgehoben; hoffentlich holt die Leitung des verdienstvollen Unternehmers bald das Versäumte nach. Ein geeigneter Herausgeber wird sich doch wohl finden. J.

## Druckfehler = Berichtigung.

In Nr. 45 dieser Zeitschrift muß es unter „Kleine Kritik“ S. 739 im Titel des zweiten besprochenen Werkes „Soma,“ nicht „Sonia“ (zellen) heißen; ferner lautet der Name des einen Herausgebers von Diesterwegs Himmelskunde nicht „Schwabbe,“ sondern „Schwalbe.“